



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 51.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Don Pedros Brautfahrt.

Erzählung  
von

Max La n.

VI.

Lieutenant del Patio stand vor seinem Chef und erstattete Bericht, wie es ihm ergangen, seit er mit der Vorhut in Monterey eingerückt. Mit verwirrtem Haar, barhäuptig, arg vernachlässigtem Schnurrbart war der sonst als geschneigelter Stüber bekannte Offizier kaum wieder zu erkennen. Der Schlamm des Baches und der Sand des Gebirges hatten seine eleganten Kleider mit einer Kruste überzogen, die gar keine Farbe mehr erkennen ließ. Dupain sah auf einem Sattel am Fuß einer alten Eiche, die fahlen Schatten um ihn herwarf. Die dampfende Pfeife im Munde, betrachtete er seinen Untergebenen, den er längst als Toten aufgegeben hatte, mit etwas böshafter Genugthuung.

„Also der Herr Lieutenant haben sich noch einmal aus der Patsche gezogen?“

„Zu Ihren Befehlen, Senor, ich wurde gefangen. Ein Indianer, dem ich früher einmal eine kleine Freude bereitet, half mir zur Flucht.“

Der Alte warf einen finstern Blick auf den Offizier und knurrte:

„Aber Ihre Leute — durch Ihren Leichtsin sind sie alle verloren gegangen, das ist unverantwortlich, und von Zeen, was ist aus dem geworden — er ist ja mit Ihnen geritten!“

Nur zögernd antwortete der Gefragte, der wohl wußte, wie große Stücke Dupain auf sein Faktotum hielt:

„Ich glaube, man wird ihn wohl gehängt haben, wenigstens hörte ich so etwas sagen!“

Wütend stampfte Dupain das Gras zu seinen Füßen.

„Also auch meinen treuesten Diener haben Sie auf dem Gewissen, da soll doch gleich —“

„Der drückt wohl am wenigsten,“ dachte del Patio bei sich, sprach es aber nicht aus, sondern senkte reumütig das schuldbewusste Haupt. „Ich habe es selbst eingesehen, daß ich ziemlich einfältig in die Falle ging, aber vielleicht ver-



Die Flut kommt. Gemälde von F. Verall. (S. 602.)

zeihen Sie mir, wenn ich eine gute Nachricht mitbringe!“

„Was ist's?“ brummte Dupain, ohne ihn anzusehen.

„Escobedo versucht durch die Schlucht des Rio Meteros westlich durch die Sierra Madre zu ziehen, um sich mit den übrigen Truppen Juarez' zu verbinden. Seit gestern Nachmittag ist er auf dem Marsche. Wenn er nun auf die Armees Division stößt, bleibt ihm nur die Rückkehr nach Monterey offen, da könnte man ihn in der Sierra abfangen!“

Das Unternehmen schien dem alten Condottiere zuzusagen. Der Verlust der Leute und selbst seines Sergeantmajors schien vorläufig vergessen. Er zog eine Karte hervor und prüfte das Terrain, die einzuschlagenden Wege.

„Hm, hm — so übel nicht — wenn Sie sich nicht getäuscht haben und die Schufte in unsere Hände fallen, soll der dumme Streich vergessen sein — aber kommen Sie, lange Zeit haben wir nicht, sonst entwischt uns der Halunke.“

Del Patio war noch beschäftigt, seinen Adam innerlich und äußerlich zu restaurieren, da wurde im Lager schon alles lebendig. Die Trompeten riefen zum Aufbruch. Der Hochwald, an dessen Grenze das Corps auf Lauerposten lag, schwärmte von Kassen und Reitern, die ihr primitives Lager abbrechen und eilig sattelten.

Del Patio sah sich wieder zu seiner Zufriedenheit neu herausstaffirt. Jetzt führte ein Soldat ihm ein Pferd am Lasso zu und im Vollgenuß frischen Lebensmutes schwang er sich in den Sattel. Sein gestern im Gefängnis fast aussichtsloser Wunsch, wieder frei im Sattel zu sitzen, war nun erfüllt. Ja noch mehr, seine Brust wurde geschwellt von dem süßen Bewußtsein, im feindlichen Lager ein liebliches Wesen zu besitzen, das trotz aller patriotischen Gefühle dennoch für den Geliebten und seinen Sieg betete.

Hell schmetterten die Trompeten und weckten das Echo in den weiten Hallen des Urwaldes. In dicht geschlossenen Reihen zogen die Reiter auf schmalen Pfaden durch die Schluchten und Thäler, die nach Norden führten. Vor

ihnen her jagten in wilder Eile zwei Comanchesindianer. Auf ihren kleinen, unansehnlichen Pferden flogen sie mit dem Sturmwind um die Wette, um noch rechtzeitig bei Bazaine, der im Westen der Sierra gegen Suarez zog, einzutreffen und ihn von den Bewegungen Escobedos zu benachrichtigen.

Am nächsten Tage nachmittags erreichten die Contre-Guerillas Victoria, einen kleinen Ort am Rio Meteros, der seine wenigen festen Gebäude an die Felswände lehnte. Der Ort lag einsam, wie ausgestorben, kein lebendes Wesen ließ sich blicken, als die Reiter mit dem Lanzenstachel an die Thüren pochten. Die Annäherung der gefährlichsten Rothenden hatte alles Lebendige in die versteckten Schluchten getrieben. Ohne Umstände nahm man die Häuser in Besitz und plünderte sie mit großer Sachkenntnis aus. Berühmte waren es die Hausheiligen mit ihrem Schmuck an Gold- und Silbermünzen, die die Raublust der Freischärler anjog. Die fromme Einfalt der Bewohner ließ sie samt ihrem Reichtum auf der Konsole in der Ecke stehen in der Meinung, daß die Heiligen eine Vererbung ihrer Person nicht dulden würden. Gegen die Frechheit der alten Fremdenlegionäre war aber nichts gefeit. Ein Wink mit dem Säbel holte die heiligen Figuren von ihrem erhöhten Standpunkt und mit jabelhafter Geschwindigkeit fanden Gold- und Silbermünzen einen neuen, wenn auch nicht dauernden Aufenthalt in den Gürteltaschen der Stützen des mexikanischen Kaiserreichs.

Die Raft der Reiter erreichte schon mit dem nächsten Tage ein Ende. Zurückkehrende Kundschafter bestätigten die Vermutungen Dupains, der ganz richtig vorausgesehen, daß Escobedo mit seinem Corps auf die Truppen Bazaines im Westen der Sierra stoßen und dann versuchen würde, sich wieder auf Monterey zurückzuziehen.

Von den afrikanischen Jägern von allen Seiten umschwärmt, wurde Escobedo wie bei einem Kesseltreiben in die Schluchten und engen Flußthäler zurückgedrängt. Die Hauptwege hatte aber Dupain von Osten her bereits verlegt und so mußte Escobedo, der von dem Nahen Dupains noch keine Ahnung hatte, dem alten Kriegswolf in höchst ungünstigen Terrain in die Klauen fallen. In einem versteckten Bergkessel glaubte sich Escobedo wenigstens so lange gesichert, bis er sich mit Suarez über die einzuschlagenden Wege verständigt. Bazaine mit seinem Corps hatte zum Schein in der Gegend von Saltillo und Parras ein Lager bezogen, um die Republikaner über seine Bewegungen zu täuschen.

Wie der Blitz aus heiterem Himmel brach plötzlich Dupains Corps aus mehreren Schluchten zugleich in das Lager Escobedos und richtete hier eine solche Verwirrung an, daß den Republikanern trotz ihrer Ueberzahl nichts übrig blieb, als eiligste Flucht in alle Löcher, die sich ihnen öffneten. Wo sie sich zu sammeln versuchten, wurden sie von dem alten Dupain, der an allen Orten zugleich zu sechten schien, über den Haufen geworfen und verstreut. „Rache für Monterey!“ das war der Schlachtruf der Contre-Guerillas. Schonungslos hieben sie alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Den Pedro erinnerte sich, wie er und seine Kameraden auf dem Pflaster von Monterey wie Stiere geheßt wurden. Jetzt heßte er und draufte mit seinen Leuten wie eine Wetterwolke durch die ordnungslos umherirrenden Mexikaner. Was half es ihnen, daß sie die Waffen von sich warfen und um Parbon baten? Lanze und Säbel gaben kurze und bündige Antwort. Dennoch wollten sich Dupain sowohl wie den Pedro mit ihren Erfolgen nicht zufrieden geben. Bergabwärts durchdrasteten sie das Thal, den General der Republikaner zu suchen. Escobedo und mit ihm ein großer Teil seiner besten Truppen waren verschwunden, als hätte die Erde sie verschluckt.

Das war nun zwar nicht der Fall. Wohl aber hatte Qualpa, der alte Jovapaiindianer, den wir auf der verunglückten Expedition Lucindes kennen gelernt haben, in dem Augenblicke, als Escobedo alles aufgab, den General auf eine dicht von Gebüsch verwachsene Schlucht aufmerksam gemacht, die sich, nach Norden ansteigend, durch das Felsgebirge drängte. Als Escobedo und sein Gefolge das den Schluchtingang verdeckende Dickicht hinter sich hatte, war er gerettet. Von hier aus sah er noch von einem erhöhten Standpunkte aus, wie in der Tiefe des Thales die Contre-Guerillas wie eine hungrige Schar Raubvögel über sein Zelt herstürzten. In diesem befand sich zu seinem Behagen noch der Lieutenant Miguel, der den rechten Augenblick zur Flucht verjäumt. Man stieß ihn hinaus ins Freie gerade in dem Augenblicke, als Dupain herankam. Als er nun statt des Generals, den er schon sicher gepackt zu haben meinte, nur einen seiner Offiziere vorfand, leerte er die Schale seines Hornes über dessen Haupt.

Del Patio, der nach beendeter Gefecht vergebens versucht, etwas über das Schicksal Lorenzos, Lucindes Bruder, zu erfahren, sah die zahlreiche Gruppe in der Umgebung des Zeltes und lenkte sein Pferd dorthin. Die umstehenden Soldaten machten ihm Platz und ließen ihn in den Kreis. Da bemerkte ihn der Chef, der sich eben mit dem Gefangenen in einer für diesen sehr ungemütlichen Weise unterhielt.

„Lieutenant del Patio!“ schrie Dupain mit seiner tiefen, metallenen Stimme, „kommen Sie mal her!“

Der Gerufene sprang aus dem Sattel und trat näher. „Bitte, sehen Sie sich einmal den blaffen Herrn Republikaner näher an — mir kommt er sehr bekannt vor.“

„Mir auch,“ dachte del Patio und betrachtete den Mann, der ihn mit gläsernen Augen und bläulichen Lippen anstarrte,

wie eine Erscheinung aus der andern Welt. Er hatte sich redliche Mühe gegeben, den Gefangenen in Monterey zu verberben, und nun stand er gesund und frisch in umgekehrtem Verhältnis vor ihm. Die boshafte Frechheit, mit der er del Patio vor Escobedos Richterstuhl angeklagt, sie war verschwunden; was in den Gesichtszügen des Edlen übrig blieb, war feige Todesangst — er glich wieder vollständig dem gefangenen Egeltreiber von San Antonio.

Mit einem Gefühl unjähliger Verachtung betrachtete del Patio diese Kriegerkarikatur. Es widerstrebte ihm, durch einige Worte die ihm bekannte Schonungslosigkeit Dupains noch mehr aufzustacheln, dieser war aber seiner Sache sicher und fuhr fort:

„Das ist doch der Führer der Karawane, der die Spionin in unsere Hände brachte?“

Del Patio nickte bestätigend.

„Sehen Sie, mein Lieber, ich kenne meine Leute schon wieder, wenn sie sich auch in Uniform stecken. — Hat der edle Herr vielleicht wieder einen Paß der Regierung bei sich, um dem Strange zu entweichen?“

Krafftlos senkte der Angeredete seinen Kopf und schielte zaghaft auf del Patio, von dem er vielleicht ein begütigendes Wort erwartete, als Landsmann oder nur deshalb, weil del Patio bis jetzt geschwiegen. Dieser wußte wohl, daß ein Intervenieren hier nach keiner Seite hin Aenderung schaffen würde, so drehte er sich gelassen von dem Gefangenen ab. Miguel wußte nun, daß er verloren sei.

„Der Herr ist zwar ein miserables Entgelt für meinen van Zeen,“ sagte Dupain mit gleichgültiger Ironie, „aber in der Not frigt der Teufel Fliegen! — Was habt ihr mit meinem Sergeanten gemacht in Monterey?“ fragte er dann den Gefangenen.

Dieser öffnete zwar den Mund, aber kein Wort kam aus dem Gehege der klappernden Zähne.

„Nicht wahr, er wurde gehängt!“

Wieder keine Antwort.

„Nun, dann sollst Du einmal sehen, ob Du ihn im Jenseits wiederfinden kannst!“ sagte der Alte langsam mit grausam schneidigem Spott. — „Macht euren Lasso zurecht,“ befahl er dann, und seinem Winke gehorjam, kamen die Soldaten heran und schleppten den Verurteilten, der schon mehr tot als lebendig war, tiefer in den Wald.

„Ihr Benehmen heute hat Ihren Fehler ausgelöscht,“ wandte sich Dupain nun zu del Patio, der mit gleichgültiger Miene, den Schnurrbart drehend, der Gerichtsrede zugehört, „wir wollen in aller Frühe nach Monterey aufbrechen, dann will ich daran denken, Ihre Tapferkeit zu belohnen!“

Damit war der Mexikaner entlassen.

(Satzung folgt.)

## Eine Gewissensfrage.

(Bild S. 605.)

Es war ein klarer, duftiger Frühlingmorgen. Verstehten erst lugte die Sonne hinter den Bergen hervor, der Tau lag noch schwer auf den Gräsern, nur die Vögel waren schon geraume Zeit munter und schmetterten ihre fröhlichen Weiten hinaus in das stille, friedliche Waldthal. Doch allmählich begann sich's im Dorfe zu regen. Die Dirnen führten das Vieh zur Tränke, und auch im Pfarrhaus ward's lebendig; man durfte den Leuten kein schlechtes Beispiel geben. Trudchen freilich, das muntere Pfarrtöchterlein, brauchte nie geweckt zu werden, sie war allzeit früh auf und auch heute hatte sie schon, wie jeden Morgen, ihre Liebtinge, die Lauben, gefüttert, als der Vater sie zum Frühstück rief. Aber jetzt, nach dem Frühstück, ans Nähtischchen sitzen und arbeiten — nein, dazu war sie heute ganz und gar nicht aufgelegt. Es war ja so wunderbar draußen und ihr Herz war so voll von Glück und Seligkeit, sie wußte selbst nicht warum. Aber hinaus zog es sie unwiderstehlich, hinaus in die freie Gottesnatur, und un schwer hatte sie von Mütterchen Dispens für den Morgen erhalten, denn Mütterchen verstand die Jugend.

Eben war sie wieder zurückgekehrt mit einem prächtigen Strauß von Wald- und Feldblumen. Aber wie kam sie zu der herrlichen Rose? Die war doch nicht im Walde gewachsen, und auch der Pfarrgarten wies keine solchen Prachtexemplare auf! Das dachte die Mutter und forschte. Ein rosiges Schimmer flog über das junge Gesicht und schüchtern kam es über die Lippen, des Nachbarns Fritz, der Student, welcher die Ferien daheim zubrachte, habe ihr die Rose über den Gartenzaun herübergereicht. Glücklich lächelte die Mutter, sie erriet, was die Tochter selbst erst ahnt, die in ihrer Befangenheit Blatt für Blatt von der dunkelglühenden Rose pflückt, als wollte sie sich bei ihr Rats erholen über den Zustand ihres und ihres Herzens. Auch wir dürfen uns denken, daß Fritz sich nicht mehr sehr anstrengen muß, um das junge Blut vollends ganz zu gewinnen, und der Ausdruck in dem leuchtenden, süßen Mädchenangehicht sagt uns, daß Trudchen ihre Reizung keinem Unwürdigen zumenden wird.

## Sinnsprüche.

Man soll einen so loben, daß man auch ein Plätzlein lasse, da man ihn scheitern kann.

Wer einen Eid von einem Gottlosen begehrt, der macht sich des Meineids schuldig.

Der Stolz ist die Maske der eigenen Fehler.

## Die Flut kommt!

(Bild S. 601.)

Sie zog hinans — daß Gott erbarm' —  
Mit müdem Herz und müdem Arm;  
Was kimmert noch sie Garu und Schmar,  
Sie saßt nur eins, das eine nur:  
Er starb!

O unversehlich bittres Weh —  
Da ist sein Grab, dort in der See,  
Und drüber streift der Abendwind —  
„O hol' dein arm, verlass'nes Kind  
Zu dir!“

Sie starrt hinaus, das Haupt geneigt,  
Und höher stets die Welle steigt;  
Sie achter's nicht — bald trägt zur Ruh'  
Barmherzig sie dem Liebsten zu  
Die Flut.

m.

## Um die Freiheit.

Erzählung

von

L. Maurice.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das kleine Dorf Kascha am Drel im russischen Gouvernement Drel sah, so malerisch auch sonst seine Lage ist, zu Anfang dieses Jahrhunderts noch viel verwahrloster als gegenwärtig aus. Zäunliche, niedrige Lehmhütten dienten seinen Bewohnern zum Aufenthalt. Nur ein Haus kontrastierte in auffällender Weise; es war dreistöckig und nicht nur von Stein, sondern es offenbarte auch in seiner Architektur den ganzen Luxus, den die damalige Zeit, ganz abgesehen von jener weltentlegenen Stätte, kannte. Ein gutgepflegter, durch ein Eisengitter von der Straße getrennter Garten umgab es. Seitwärts erhoben sich Wirtschaftsgebäude.

Dieses Haus gehörte dem reichen Kaufmann Iwan Swerloff. Er bewohnte es mit Gattin und Sohn. Aber freilich, sein Reichthum beruhte nur in der Gnade des Grafen Koronow, denn Swerloff nebst seiner Familie waren, wie die übrigen Bewohner des Dorfes, Leibeigene; ganz Kascha gehörte dem Grafen. Iwan Swerloff hatte bei dem Vater des letztern sehr in Gunst gestanden, demzufolge derselbe ihm bei seinem Tode eine ziemlich bedeutende Summe vermacht, womit Swerloff dann einen Handel in Pelzwerk begann. Das Glück lächelte ihm, so daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit ein großes Vermögen verdiente. Er baute sich nun das Haus und richtete es sehr behaglich ein, während er die Erziehung seines Sohnes einem französischen Erziehermann übertrug, den die Revolution aus seiner Heimat vertrieben und sein Schicksal nach Kascha verschlagen hatte.

Begreiflicherweise ließ trotz der glücklichen Vermögensverhältnisse das Bewußtsein der Unfreiheit die Swerloffs niemals zu einem Gefühl völliger Sicherheit kommen. Allerdings stumpft ja die Gewohnheit auch die Sorge ab, namentlich wenn man niemals einen andern Zustand gekannt; neuerdings war jedoch ein Ereignis eingetreten, das den Betroffenen ihre Abhängigkeit aufs bitterste wieder zur Empfindung brachte.

In dem freundlichen Wohnzimmer saß der Sohn des Hauses, ein hübscher, intelligent aussehender junger Mann, und blickte mit unwirklicher Stirn vor sich nieder, während der alte Swerloff an einem Fenster stand und nicht minder düster in den Garten hinauschaute, seine Frau aber sich neigend über den Stuhl des Sohnes beugte und in einem fort sein Gesicht streichelte.

„Gregor, mein Liebling, laß es Dir nicht zu sehr zu Herzen gehen,“ schluchzte sie, „gib die Hoffnung nicht auf, vielleicht wendet sich noch alles zum Guten.“

„Zum Guten, Mutter Marinka?“ seufzte der junge Mann. „Wie kann es sich anders zum Guten wenden, als daß uns der Graf die Freiheit schenkt? Es ist Dir aber nur zu wohl bekannt, daß er bisher alle unsere dahingehenden Bitten kurzer Hand abwies.“

„Freilich, freilich, wir könnten es aber immer noch einmal versuchen. Er hat doch auch ein Herz in der Brust und weiß ebenfalls sicher, was Liebe ist. Wenn man ihm nun vorstellte, daß Annuschkas Vater sie Dir nur unter der Bedingung, daß Du den Freibrief erhältst, zum Weibe geben willst, vielleicht läßt er sich bewegen. — Wie denkst Du darüber, Iwan?“ wandte sie sich an den Gatten.

„Ich fürchte, daß es zwecklos ist,“ versetzte dieser, „aber ein Versuch verbirbt ja weiter nichts; ich wage ihn in Gottes Namen.“

„Du wolltest Dich wirklich der Mühe unterziehen, Vater?“ fragte der Sohn, indem ein Strahl von Hoffnung in seinem Auge aufleuchtete.

„Es handelt sich um das Glück meines einzigen Kindes,“ war die Antwort; „ich gehe zum Herrn.“

Das Schloß des Grafen Koronow, ein mächtiges, uraltes Kastell, lag eine Stunde Weges vom Dorfe Kascha entfernt, mitten in einem stattlichen Parke. Der reiche Kaufmann schritt, nachdem er noch vorher sein schlichtestes Gewand angelegt, zu Fuße dahin.

Der dem Schlosse stand ein Wagen mit sechs Pferden

bespannt. Der Kutscher saß bereits auf dem Bock und zügelte mit Mühe die feurigen Tiere. Zwei Diener unterstützten ihn darin, indem sie die Vorderpferde am Zaume hielten.

Swerloff wandte sich an einen derselben.  
 „Für wen ist der Reisewagen, Dimitri?“  
 „Für den Herrn.“  
 „Wohin will er?“  
 „Nach Moskau, Väterchen.“  
 „Ah, so muß ich eilen, ihn zu sprechen.“  
 „Wenn Du eine Bitte an ihn hast, so unterlaß sie lieber; er ist jetzt nicht gern gestört.“  
 „Gleichviel,“ sagte der andere entschlossen, „ich versuche mein Heil.“

Er schritt ins Schloß und, da ihm der Weg wohl bekannt war, durch die hallenden Gänge zu dem Gemache, in dem sich Graf Koronow gewöhnlich aufhielt. Er wollte eben pochen, als sich die Thür vor ihm öffnete und ein junger, sehr reich gekleideter Herr auf der Schwelle erschien.

Swerloff beugte sich tief zu Boden und murmelte:  
 „Sudar (Gebietter), Gott zum Grube.“  
 „Sieh da, Iwan Iwanowitsch. Nun, was begehrt Du? Sprich schnell, ich bin im Begriff, eine Reise anzutreten.“

„O Herr, so komm' ich wohl ungelegen. Verzeih, allein der Jammer meines Sohnes frist mir am Herzen. Schenk mir noch einige Minuten.“

Diese Worte klangen so flehend, daß der Graf sich umwandte und in das eben verlassene Zimmer zurücktrat, zugleich Swerloff einen Wink gebend, ihm zu folgen.

„Nun laß hören, aber mach's kurz.“  
 „Sudar,“ stammelte der Kaufmann, „Gregor, mein Sohn, liebt die Annuschka, die Tochter des achtbaren Gerbers Jury in Orsk, eines freien Mannes, und das Mädchen liebt ihn wieder. Der Vater will sein Kind aber auch nur einem freien Manne geben, und somit wage ich Dich noch einmal zu bitten, uns, oder wenn Du es nicht anders magst, Gregor wenigstens den Freibrif auszustellen.“

Der Graf stieß ein kurzes Lachen aus.  
 „Therheit, Iwan Iwanowitsch, Du kennst ja meine Gesinnung in dieser Hinsicht.“

„O wohl, Sudar, aber es steht in Deiner Macht, sie jederzeit zu ändern. Segnen wollen wir Dich dafür immerdar,“ — der alte Mann stürzte auf die Kniee nieder und erhob flehend die Hände — „des Himmels reichstes Glück auf Dein Haupt erbitten.“

„Du bist ein lästiger, zudringlicher Mensch, daß Du immer wieder auf diesen abgethanen Punkt zurückkommst!“ schalt Koronow. „Ein für allemal nein! Du und die Deinigen sind mein Eigentum und bleiben es! Was geht euch denn ab? Lasse ich euch nicht ungestört im Genuß des Reichthums, der euch jeden vernünftigen Wunsch zu erfüllen im Stande ist? Mag Gregor doch eine andere heiraten, wenn er jene nicht erhalten kann.“

„Er liebt aber die Annuschka. O Sudar, nimm unsern ganzen Reichthum und schenk uns nur die Freiheit.“

„Das wäre ein schönes Geschäft!“ lachte der Graf. „Als ob mir Dein gesamter Besitz nicht ohnehin gehörte! Genug jetzt davon,“ setzte er ungeduldig hinzu. „Hast Du noch ein weiteres Anliegen?“

„Keines als dieses.“  
 „So thut es mir leid, Dich abschlägig bescheiden zu müssen. Leb wohl, Iwan Iwanowitsch.“ Koronow nickte dem Alten kurz zu und schritt, ein Liedchen trällernd, davon. Tief aufseufzend erhob sich Swerloff. Alles, alles vergebens!

„Mein armer Gregor!“ murmelte er.  
 Eine Hand schlug ihn freundschaftlich auf die Schulter, und sich umwendend, blickte er in das gutmütige Gesicht eines alten Mannes, der die Kleidung eines höheren Dieners trug.

„Iwan Iwanowitsch, Du stöhnst ja, daß es einen Stein erbarmen möchte.“

„Ja, einen Stein, Feodor,“ lautete die traurige Antwort, „nur nicht das Herz des Gebieters, das noch härter ist. Ich hat ihn wieder vergeblich um unsere Freiheit.“

„Du wähltest einen ungünstigen Augenblick.“  
 „Mag sein, ich hatte aber einmal den Weg gemacht. Bleibt er lange fort?“

„Es ist noch unbestimmt. Er will einen bedeutenden Spieler in Moskau treffen, um sich mit ihm zu messen.“

„Einen Spieler? Deshalb allein macht er die Reise?“

„Deshalb allein. Aber dieser Spieler, Raily heißt er, ist eine europäische Berühmtheit. Unser Herr spielt ja auch vortreflich Piquet, und da will er also versuchen, jenen Raily zu besiegen. Wer weiß, wärest Du vielleicht später, wenn ihm das gelungen, gekommen, so hätte er möglicherweise in seiner Kreude Deine Bitte gewährt.“

Swerloff schüttelte zweifelnd das Haupt und machte sich niedergeschlagen auf den Heimweg. Gattin und Sohn sahen seiner Miene sofort die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen an. Voll Kummer erstattete er Bericht und erwähnte zum Schluß desselben auch, wie zum Hohne, die Ansicht des Intendanten Feodor, daß der Graf vielleicht, wenn man sich an ihn, nachdem er im Spiel mit jenem Raily glücklich gewesen, gewandt, eher in die Freilassung gewilligt haben würde.

Da sprang Gregor plötzlich auf und sagte mit klippenden Augen:

„Ich reise ihm nach!“

„Nach Moskau, Kind?“ schrie seine Mutter.

„Ja, ich habe einen Plan.“

„Einen Plan? Welchen, Kind?“

„Ich verschweige ihn euch lieber, um keine vergebliche Hoffnung in euch zu erwecken. Jedenfalls bitte ich Dich, Vater, um einen Kreditbrief auf unsern Moskauer Bankier.“

„Den sollst Du erhalten, aber sprich doch, zu welchem Zwecke.“

Gregor schüttelte den Kopf, drückte den Eltern nur mit einem liebevollen Blicke die Hand und eilte hinaus, um seine Vorbereitungen für die Reise zu treffen.

Vierzehn Tage später hielt vor dem Hotel „zur goldenen Kugel“, dem angesehensten Moskau zur damaligen Zeit, ein prachtvolles Bierergespann, dem Gregor Swerloff entstieg. Die Aufwärter des Hotels bückten sich tief vor dem stattlichen jungen Mann und fragten nach seinen Befehlen.

„Wohnt in diesem Gasthose vielleicht ein Herr Namens Raily?“ erkundigte sich der Antömmelung.

„Ja, der wohnt hier,“ versetzte einer der Aufwärter; „wünschst Du ihn zu sprechen, Sudar?“

„Also glücklich gefunden,“ murmelte Gregor in sich hinein, „dem Herrn sei Dank! — Allerdings,“ entgegnete er dann laut, „vorher möchte ich aber etwas genießen.“

„Ganz nach Deinem Willen, hier ist der Speisesaal.“ Der Aufwärter schritt voraus und öffnete mit abermaliger Verbeugung die Thür.

Der junge Mann trat in den Saal, ließ sich an einem Tische nieder und äußerte dem Aufwärter seine Wünsche bezüglich Herrichtung einer Speise. Zugleich bestellte er Wein und erteilte ferner den Auftrag, auch für die Unterbringung seines Wagens, des Kutschers und der Pferde zu sorgen, da er voraussichtlich einige Tage in dem Gasthof verweilen werde.

„Es soll alles nach Deinen Befehlen geschehen. Sudar,“ dienerte der Aufwärter und entfernte sich eilig.

Gregor blickte ihm mit melancholischem Lächeln nach und flüsterte vor sich hin:

„Wenn er wüßte —“

Da schlug ein Wort an sein Ohr, das ihn seinen Gedanken entriß und ihn gespannt aufhorchen machte, das Wort: „Raily“. Kurzer ihm besandene sich noch einige Gäste in dem Saale, sie sahen an einem benachbarten Tische und einer davon hatte eben das Wort genannt.

„Es ist wirklich ein außerordentlicher Mensch,“ fuhr derselbe Sprecher fort, „und wenn sein Gewerbe auch gerade keine Achtung einflößt, so scheint doch manches, was über ihn in die Öffentlichkeit gedrungen, dafür zu zeugen, daß er dieses Gewerbe weniger um sich zu bereichern, als vielmehr um einer eingeleisteten Leidenschaft zu genügen, betreibt. Wenn es euch interessiert, will ich einige über ihn zirkulirende Anekdoten erzählen.“

„Ja, erzähle, Alexis Petrowitsch, erzähle!“ riefen die anderen Gäste.

„Wohlan, ihr wißt, daß Raily ein Irländer ist und alle großen Städte Europas bereist, um mit jedem, der Lust dazu hat, und um jede beliebige Summe Piquet zu spielen. Einst lud ihn nun gelegentlich seiner Anwesenheit in London ein Mitalieb des höchsten englischen Adels zu einer Partie ein. Das Spiel begann um neun Uhr morgens und währte ununterbrochen bis zum nächsten Sonnenaufgang. Während dieser Zeit gewann Raily mehr als der Vater seines Gegners während seines Generalgouvernements in Indien erworben und seinem Sohne hinterlassen hatte. Der Lord erhob sich und sagte in gepreßtem Tone: Herr Raily, ich fürchte, daß mein ganzes Vermögen nicht ausreicht, um Sie zu befriedigen. Jedenfalls soll mein Intendant sofort mit Ihnen abrechnen und Ihnen meine sämtlichen Besitzurkunden überreichen.“

„Wie es Ihnen beliebt, Mylord,“ versetzte Raily; „erlauben Sie mir aber, Ihnen zu bemerken, daß ich mir nicht gern nachsagen lassen möchte, einen der gefeiertsten Namen unseres Oberhauses ruinirt zu haben. Andererseits will ich aber auch nicht den ganzen gestrigen Tag und die vergangene Nacht nutzlos am Spieltische verbracht haben und mache Ihnen daher folgenden Vorschlag: Es werden sofort ein Geistlicher und eine Rechtsperson gerufen. Vor dem Geistlichen legen Sie einen Eid ab, nie in Ihrem Leben wieder eine Karte anzurühren, und von der Rechtsperson lassen Sie eine Urkunde aufsetzen, in der Sie mir eine Jahresrente von tausend Pfund bis zu meinem Tode zusichern. Sind Sie mit beidem einverstanden?“

Der von dieser Hochherzigkeit aufs tiefste ergriffene Lord beeilte sich natürlich, seine Zustimmung auszusprechen, und es geschah alles nach dem Vorschlage Raily's. Derselbe empfängt auch bis heute regelmäßig jährlich von des Lords Bankier die bedungenen tausend Pfund Sterling.“

Die übrigen, besonders aber Gregor Swerloff, hatten mit großem Interesse dem Berichte gelauscht und man äußerte sich über Raily's Benehmen voller Anerkennung.

„Ein anderesmal machte es derselbe freilich nicht so gnädig,“ fuhr der Erzähler fort; „das war in Paris. Er nahm dort gewöhnlich im Hotel d'Angleterre Wohnung, wo stets sehr hoch gespielt wurde und noch wird. Abends, als er in den Saal trat, bemerkte er zwei Herren, die eine Partie machten, während eine Anzahl anderer, darunter der bekannte Herzog de Grammont, der König der Mode, dem Spiele zusahen. Plötzlich sagte Grammont, wohl mit Rücksicht auf den sich nähernden Raily: Man erzählt zwar häufig, daß die Engländer ungeheure Summen im Spiel und in Wette wagen, ich habe aber bis jetzt noch keine

Gelegenheit gehabt, das selbst zu beobachten.“ — Bald darauf nahm die Partie für einen der Spieler eine äußerst kritische Wendung. „Ich bin bereit, auf diesen Herrn zu wetten!“ rief der Herzog, auf den im Vorteil befindlichen Spieler deutend. „Gut, so wette ich zehntausend Pfund auf jenen Herrn,“ sagte Raily ruhig. „Wie viel bestimmten Sie?“ fragte Grammont betroffen. „Zehntausend Pfund,“ versetzte sein Gegner kalt. Der Herzog wechselte die Farbe, es war aber für ihn unmöglich, zurückzutreten. In der nächsten Minute änderte sich die Situation; derjenige Spieler, auf welchen Raily gewettet, machte einige gute Stiche und eine Minute darauf hatte er gewonnen. Der Herzog trat auf Raily zu. „Mylord,“ begann er mit zitternder Stimme. „Ich bin kein Lord, sondern schlechtweg Herr Raily. Was steht zu Diensten?“

„Es ist mir leider unmöglich, eine so bedeutende Summe jetzt gleich zu entrichten.“ „O, das macht nichts,“ lächelte der Irländer, „ich lasse Ihnen Zeit, ganz nach Ihrer Bequemlichkeit. Aber merken Sie es sich gefälligst, daß man den Betrag, auf den man wettet, auch stets bei sich führen sollte.“ Natürlich kam der Herzog bald darauf seiner Verpflichtung nach.

„Wird sich indes wohl für die Folge vor Wetten mit Engländern gehütet haben!“ lachte einer der Zuhörer.

„Dieser Raily ist ja ein gefährlicher Gegner!“

„Besonders seiner Kaltblütigkeit wegen, die ihn weder im Glück noch Unglück jemals verlassen soll.“

Gregor erhielt jetzt die bestellte Speise und den Wein, die er, während sich die übrigen Gäste weiter über denselben Gegenstand unterhielten, schnell zu sich nahm.

Abdamm winkte er den Aufwärter herbei und ersuchte ihn mit leisen Worten, damit es die anderen Anwesenden nicht hörten, bei Herrn Raily anzufragen, ob derselbe vielleicht gegenwärtig geneigt sei, einen Besuch zu empfangen.

„Wen darf ich melden, Sudar?“ fragte der Aufwärter neugierig.

„Das thut nichts zur Sache,“ lautete die kurze Antwort, „frag nur.“

Jener entfernte sich und kehrte nach einigen Minuten mit dem Bescheide zurück, daß Van Raily den Besuch des gnädigen Herrn erwarte.

Gregor erhob sich mit pochendem Herzen und verließ, dem Aufwärter folgend, den Speisesaal, erstieg eine Treppe und durchschritt einen Korridor, worauf der Führer eine Thür öffnete und ihn in ein hübsch eingerichtetes Gemach treten ließ.

Der junge Russe sah sich einem großen, hagern, etwa fünfzigjährigen Manne mit blassem Antlitz, das ein starker hellblonder Bart einrahmte und aus dem graue Augen ihn durchdringend anblickten, gegenüber.

„Monsieur Raily?“ fragte Gregor.

„Der bin ich,“ lautete die Antwort in französischer Sprache. „Was steht zu Diensten?“

„Eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit führt mich zu Ihnen, Herr Raily.“

Der Irländer neigte leicht das Haupt.

„Erlauben Sie mir zunächst die Bitte, uns dort in die Ecke, wo kein Wort von der Thür her erlauscht werden kann, zurückzuziehen,“ fuhr der Besucher fort.

Raily schritt, von dem andern begleitet, zu der bezeichneten Stelle.

„Nun noch eins, bevor ich mit meinem Anliegen hervortrete,“ begann dann Gregor wieder; „ich muß Sie auch um das feste Versprechen auf Manneswort bitten, über besagtes Anliegen, ob Sie dasselbe nun gewähren oder nicht, strenge Verschwiegenheit zu beobachten.“

Der Irländer prüfte noch einmal das Äußere des Besuchers und das Resultat schien ihn zu befriedigen, er versetzte einfach:

„Mein Wort darauf!“

„Wohlan, mein Name ist Gregor Swerloff und mein Stand der eines Kaufmanns in dem Dorfe Kascha am Orsk. Ihr Ruf als glücklicher Spieler führt mich zu Ihnen.“

Raily blickte den Sprecher überrascht an; er begann zu glauben, daß dessen ganzes Geheimnis in dem Verlangen, sich mit ihm im Spiele zu messen, bestehe.

„Sie wollen eine Partie mit mir machen?“ fragte er geschäftsmäßig.

„Ganz und gar nicht,“ lautete die melancholische Antwort. „Ich kenne kein einziges Spiel, nicht einmal eine Karte. Mein Besuch bezweckt, um es ganz kurz zu sagen, mein Geschick in Ihre Hände zu legen; ich will durch Sie das höchste Gut des Menschen, meine Freiheit, gewinnen.“

„Ah!“ rief der Irländer frappirt.

„Ich bin ein Leibeigener,“ fuhr Gregor fort, „und Ihrem Edelmut, Ihrem Glücke möchte ich es anheim geben, diese Erniedrigung von mir zu nehmen. Hören Sie meine Geschichte.“

Und nun berichtete er dem gespannt lauschenden Raily das Erforderliche.

„Also auch das Anerbieten des Loskaufs lehnte Ihr Herr ab?“ fragte der letztere alldann voll Teilnahme.

„Er befolgt damit nur den Grundsatz aller großen moskowitzischen Herren, niemals, selbst um den höchsten Preis nicht, in die Freilassung eines Leibeigenen zu willigen. Je angesehener und reicher ein solcher ist, um so mehr Ehre für den Besitzer. Und doch muß ich die Freiheit erhalten!“ setzte der junge Mann verzweiflungsvoll hinzu. „Wie kann ich sonst Annuschka gewinnen, deren Hand ihr Vater dem Sklaven nie gewähren wird? Meine ganze Hoffnung sind darum noch Sie, Herr Raily!“



Manöver mit Torpedos bei Portsmouth. (S. 606.)



Eine Gewissensfrage. Zeichnung von Miss Eutcliff. (S. 602.)

„Ja? Ja, wie könnte ich Ihnen denn helfen?“  
 „Graf Koronow, mein Herr, ist ein leidenschaftlicher Spieler. Er reiste am gleichen Tage wie ich hieher, um eine Partie mit Ihnen zu machen. Das bewog mich, ihm zu folgen und die Fahrt nach Möglichkeit zu beschleunigen, um ihn zu überholen und Ihnen noch rechtzeitig meine Bitte vorzutragen. Vielleicht hat er Unglück im Spiele und ist dann zu bewegen, das Dorf Kascha, worin wir wohnen, zum Einsatz zu bringen.“

„Jetzt verstehe ich,“ lächelte der Irländer, Gregor die Hand reichend; „das ist ja ein sehr origineller Plan! Verlassen Sie sich ganz auf mich. Was ich thun kann, soll geschehen.“

„Meinen herzlichsten Dank!“ rief der junge Mann bewegt. „Ich stelle Ihnen selbstredend jede Summe zur Verfügung.“

„Sie werden hoffentlich nicht in die Lage kommen, in der Hinsicht etwas opfern zu müssen.“

„Das Glück soll Ihnen freilich, wie man hört, stets treu sein.“

Railly lächelte ein wenig.  
 „Ich versuche niemals, es mir dienstbar zu machen, fügte ich vielmehr stets seinen Launen; daher meine Erfolge. Man muß nur immer zur rechten Zeit aufzuhören verstehen und in allen Lagen Ruhe bewahren.“

„Das vermag indes nicht jeder. Wenn Sie erlauben, Herr Railly, besuche ich Sie hin und wieder, da es meine Absicht ist, bis nach Erledigung meiner Angelegenheit, das heißt bis nach der Entscheidung des Spiels zwischen Ihnen und dem Grafen Koronow, in diesem Hotel Aufenthalt zu nehmen. Ich werde Sorge tragen, daß mir über die Ankunft des Betreffenden, der zweifellos in seinem hiesigen Palais absteigen wird, sofort Nachricht zugeht.“

„Kommen Sie nur, so oft es Ihnen beliebt, Sie sind mir jederzeit angenehm.“

In diesem Moment erdröhnte draußen die Treppe von Schritten, zugleich wurden lustige Stimmen laut.

„Was ist das?“ fragte der Irländer.

Schritte und Stimmen kamen näher. Gregor lautete angestrengt und erblickte plötzlich.

„Gnädiger Gott, mein Herr!“ stammelte er. „Er darf mich hier nicht gewahren! Wo bleibe ich? Wo verberge ich mich?“

„Graf Koronow?“ fragte Railly.

„Ja wohl, ja wohl!“

„Dort hinein!“

Der Spieler deutete auf eine Thür und eiligst stürzte der junge Mann durch dieselbe in ein Nebenzimmer.

Unmittelbar darauf öffnete sich die Thür des vordern Gemachs und eine lärmende Gesellschaft, fünf oder sechs junge Herren, drang herein.

„Gott zum Grube, Van Railly! Wie befindest Du Dich? Bist Du gut bei Kasse?“

Der Irländer verstand so viel Russisch, um den Sinn dieser Worte herauszufinden.

„Ergebenster Diener, meine Herren,“ versetzte er auf französisch; „was führt Sie zu mir?“

„Hier, Graf Koronow ist nach Moskau gekommen, um mit Dir zu spielen.“

Railly bestete einen durchdringenden Blick auf den Bezeichneten, der wie die anderen mit hochrotem Kopfe vor ihm stand. Die Herren schienen der Flasche bereits ziemlich stark zugesprochen zu haben.

Ein flüchtiges Lächeln glitt über Raillys Züge; Leute in solcher Verfassung waren ihm die liebsten.

„Verhält es sich so, Herr Graf?“ fragte er wieder auf französisch.

„Natürlich, natürlich,“ versetzte Koronow in gleicher Sprache; „aber ich spiele nicht um Kleinigkeiten.“

„Bestimmen Sie gefälligst die Höhe des Einsatzes.“

„Fünfundzwanzigtausend Rubel die Partie.“

„Sehr wohl!“ nickte der Irländer gelassen. „Zu welcher Zeit befehlen Sie das Spiel?“

„Sofort, sofort!“ riefen die anderen. „Aber unten; da gibt es wenigstens etwas zu trinken!“

„Und ungebetene Zuschauer,“ wandte Koronow ein. „Der Wirt schickt uns auch Wein herauf.“

„Dann bleiben wir natürlich hier.“

„Die Herren sind meine Gäste,“ erklärte Railly und zog an der Klingelschnur, während sich die Gesellschaft um den im Gemache befindlichen großen Tisch setzte.

Ein Aufwärter kam eiligst herbeigestürzt und Railly gebot, Champagner und Gläser zu bringen.

„Der mit den Karten!“ befahl dann Koronow.

„Ich hole sie,“ versetzte der Irländer und schritt in das Nebenzimmer, wo er seinem ängstlich lauschenden Schützling lächelnd zunickte und flüsterte:

„Unser Sache steht vortrefflich, verhalten Sie sich nur ruhig.“ Dann trat er zu einem großen Reisekoffer, öffnete ihn mit einem aus der Tasche gezogenen Schlüssel und entnahm ihm ein Kartenspiel und ein Paket Banknoten. „Das wird reichen,“ murmelte er dabei, winkte Gregor nochmals beruhigend zu und bezog sich wieder zu der Gesellschaft in das erste Zimmer zurück.

„Wollen Sie das Spiel untersuchen?“ sagte er, das selbe seinem Gegner reichend. „Es ist noch nicht gebraucht und ohne geheime Zeichen.“

„Schon recht,“ entgegnete Koronow gleichgültig; „Du wirst Dich hüten, mit gezeichneten Karten zu spielen.“

Jetzt trat der Aufwärter mit einem Korb voll Flaschen

und Gläsern ein, setzte einen Teil derselben auf den Tisch und machte sich daran, die Pflöpfen zu lösen.

„Rascholl (hinaus)!“ rief aber einer der Herren. „Das können wir selbst!“

Der Aufwärter verschwand und bald krachten die Pflöpfen, schäumte der goldene Trank in den Gläsern.

(Schluß folgt.)

**Torpedoverfuche bei Portsmouth.**

(Bild S. 604.)

Bei der großen Wichtigkeit, welche das Torpedowesen in neuester Zeit erlangt hat, dürfte es unsere Leser interessieren, in Wort und Bild näheres über ein bedeutendes Manöver mit dieser unheimlichen Waffe zu erfahren. Zu diesem Zwecke führen wir unsere Leser an die englische Küste, nämlich nach Portsmouth, wohin sich eine größere Anzahl von Mitgliedern des englischen Parlamentes und englischer Land- und Seeoffiziere kürzlich begaben (5. Juni), um unter Führung Lord C. Beresfords einer Reihe von Versuchen beizuwohnen, die angestellt wurden, Torpedos und submarine Minen auf ihre Verwendbarkeit im Kriegssalle zu erproben.

Für das Manöver war ein gewisses Terrain auf der Westseite der dort mit dem Lande durch eine Eisenbahnbrücke verbundene Insel Whale bestimmt worden. Etwa eine englische Meile (5280 Fuß) vor dieser Stelle ankerter sechs Kanonen- und Torpedoboote in Linie und, etwa 500 Fuß vom Ufer entfernt, lagen weiter acht Vinsaffen, die Mannschaft an den Rudern. Als erste Nummer des Tagesprogramms wurde ein Landen dieser letzteren versucht unter dem Schutze der Kanonenboote. Die angreifende samt der verteidigenden Streitmacht bestand — alles in allem — aus etwa 1000 Mann Blausackten von dem Artillerieschiff „Excellent“; die Verteidiger hatten, etwa 1500 Fuß jenseitswärts, Schießbaumwollminen gelegt und die Disposition erhalten, den Angriff mit Geschützfeuer abzuwehren unter Mitwirkung einiger Siebenpfünder, die ein schon bei Alexandria in Anwendung gekommener Geschützabzug, der im Hinterhalt blieb und nur gegebenen Momentes herandampfte, als Unterstützung herbeiführte. Da die Explosion der submarinen Minen, rechtzeitig in die Verteidigung eingreifend, zu viel Realität in das Programm gebracht haben würde, so ließ man dispositionsgemäß die Boote ohne Unfall ans Ufer gelangen und setzte die Explosion auf spätere Zeit fest. Die als Vorhut bezeichnete Mannschaft sprang sofort ans Land und formierte sich, während die Hauptmacht ihre Vierpfünder aus den Booten schaffte und sie den steilen Uferhang hinaufzog. Nun entspann sich ein hitziges Schermüßel, in dessen Verlauf die Verteidiger gezwungen wurden, die Insel über die schmale Bahnbrücke zu verlassen.

Nach Befichtigung dieses Manövers begaben sich die Besucher an Bord Ihrer Majestät Schiffe „Collingwood“, dessen 43 Geschütze ihnen zu Ehren gleichzeitig Feuer gaben, hierauf wurden nach eingenommenem Gabelrührstück zwei Schaluppen befestigt, um den nun folgenden Torpedoverfuchen beizuwohnen. Zuerst wurde das Verfahren vor Augen geführt, Schiffe vermittelst Ausleger-Torpedos, die von kleinen Dampfbooten abgelassen werden, anzugreifen, hernach galt es, die Trefflichkeit der sogenannten Whiteheadtorpedos zu erproben, deren von einem Torpedoboot erster Klasse aus abgelassenen Projektil die markierende Flaggenstange auch um kaum zwei oder drei Fuß verfehlten. An diese Versuche reihte sich als letzte Nummer des reichen Programms die Explosion einer in bedeutendes Gebiet beherrschenden submarinen Mine und machte die ungeheure, sich hoch in die Luft erhebende Wassermaße, unter Bild zeigt dies, den effektvollen Schluß eines der Prüfung moderner Verteidigungsmittel gemidmeten Tages.

**Leichenzug bei den Rumänen in Serbien.**

(Bild S. 609.)

Wenn in einem rumänischen Dorfe ein Todesfall sich ereignet, so tragen die Bauerleute sofort ihre Gefäße, in welchen sie Wasser zum Trinken halten, aus ihren Häusern und schütten dieses aus. Den Todesfall gibt das Weib oder die Tochter durch lautes Jammern den Nachbarn bekannt.

Daraufhin versammeln sich im Trauerhause alle Nachbarn, Bekannten und Verwandten. Sie bleiben die ganze Nacht im Zimmer, wo der Tote aufgebahrt ist, — gewöhnlich auf der Erde, da oft ein Tisch beim Rumänen ein überflüssiges Möbel ist (besonders im Gebirge).

Die Bewohner, welche in der Straße wohnen, in der ein Todesfall sich ereignete, nehmen an jenem Tage unter keiner Bedingung eine Arbeit vor.

Am andern Tage, an dem man den Verbliebenen in den einfachen Sarg bettet, mietet man vier Klageweiber, welche zu zweien an jede Seite des Sarges sich stellen und abwechselnd laut weklagen, ungefähr so:

Der Tote betet zu Gott:  
 „Laß mich in diesem Hause,  
 Laß mich bei meinem Vater,  
 Laß mich bei meiner Mutter,  
 Bei meinem Bruder, bei Schwester,  
 Damit ich ihnen sage, o Herr,  
 Sie mögen nach meinem Tode  
 Keine Pieder singen  
 Und im Reigentanze nicht singen.“

Und Gott Vater antwortet ihm:  
 „Komm mit mir, Verbliebener,  
 Komm nicht lassen dich,  
 Komm nicht dich zurückgeben,  
 Bevor das Basiliantant ich nicht sie,  
 Nicht sie auf die Feuersee;  
 Bevor das Basiliantant nicht dort teimt,  
 Kann ich dich nicht hier lassen!“

Der Tote bittet:  
 „O, laß mich, Gott, o, laß mich,  
 Mein Leid vergaß ich  
 Auf einem Baune dorten,  
 Und bei meinem Liebchen  
 Vergaß ich mein Spiegelchen!“ u. s. w.

Wenn nun so die Klageweiber ihren Wehklagelaut ausge-  
 jungeln, kommt der Seelherger und verrichtet seine kirchlichen Zere-  
 monien. Hinter ihm wird der Tote hinausgetragen. Ist der  
 Verstorbene ein Jüngling, so geht voraus ein Fährich, welcher  
 neben dem Kreuzträger Stellung nimmt; neben letzterem schreitet  
 ein dritter, der ein grünes Reis eines Pflaumen- oder Apfel-  
 baumes trägt, das mit bunter Wolle behangen und mit bunten  
 Farben bemalt ist.

Hat man den Toten über die Schwelle getragen, so zerbricht  
 ein Weib an jener Stelle ein frisches Hühnerrei und schlägt in die  
 Schwelle einen großen Nagel ein, dadurch soll der Tod so fest an-  
 nagelt werden, daß er nie mehr über diese Schwelle treten kann.

Hinter dem Sarge geht ein altes Weib und trägt in der  
 Schürze Reismehl, streut es mit beiden Händen auf den Weg,  
 und zwar thut sie dies, damit der Tote nicht wieder zurückkäme  
 aus dem Grabe, falls er aufwachte (sich in einen Dampf ver-  
 wandelnd). Er mühte dann das Mehl am Wege sammeln und käme  
 so immer zu spät (nach dem Hahnenkrähen, nach Mitternacht).

Wenn jemand von den Landleuten einen Leichenzug am Wege  
 begegnet, so nimmt er ein Strinchen und einen Dorn und wirft  
 damit nach dem Tote (damit ihm die Hände nicht schmerzen);  
 falls dem Leichenzug ein Mann begegnet, so bedeutet dies, daß  
 noch jemand aus dem Hause dieses Jahr sterben werde.

Hinter dem Weibe folgt das als Braut ausgeschmückte Bauern-  
 mädchen, neben ihr spielt der Dudelsackspieler seine lustigen National-  
 weisen, andere Jünglinge feuern in kleinen Zwischenpausen ihre  
 Pistolen fleißig ab.

So geht es unter dem Wehklagen der Klageweiber, dem Brumm-  
 baß des Dudelsackes, dem Abfeuern der Pistolen bis zum Kirchhofe.  
 Wenn der Leichenzug hier angelangt, fragt der Kreuzträger  
 den Totengräber:

„Jeste lok?“ (ist Platz), worauf jener antwortet:  
 „Numa jeste!“ (es ist feiner).

Dann steigt ein altes Weib in das Grab, schlägt die Hän'e  
 auf dem Rücken zusammen und geht immer links herum im Grabe;  
 dabei lispelt sie fortwährend etwas vor sich hin und nimmt rüdlings  
 aus dem Grabe südlich, nördlich, dann östlich und westlich etwas  
 Erde in die Hände. Dann lauert sie sich in der Mitte des Grabes  
 nieder und schüttet die Erde vor sich hin, — damit der Tote häßlich  
 in der Mitte bleibe, nicht auferstehe und spule! Beim Verscharren  
 wachen alle Leidtragenden und Trauergäste die Hände in einem  
 mit Wasser gefüllten, hiezu bereitstehenden Gefäß. Den Rest  
 schüttet ein Weib über alle aus, dann nimmt ein jeder ein Stück  
 glühender Kohle und dreht es in den Händen um, als ob er si.)  
 die Hände wölke.

Endlich, beim Fortgehen, nimmt ein jeder etwas Erde und wirft  
 es rüdlings über den Kopf hinweg dem Grabe zu, damit der  
 Tote hinter ihnen bleibe.

Der Fährich muß ein Jahr lang auf alle öffentlichen Fest-  
 lichkeiten seine Fahne mitnehmen, so den verbliebenen Jugend-  
 genossen vorstellend. Er gibt nur dann die Fahne aus der Hand,  
 sie einem seiner Freunde überlassend, falls er zum Tanze geht.

Stirbt ein Verheiratetes, so schneiden sie vom Weidorn neun-  
 mal neun Dornen und geben es dem Weibe, die gestorben, ins  
 Haar, dem verbliebenen Manne dagegen schieben sie es in die Be-  
 schuhung und schmieren letztere noch mit Unschlitt gut ein, damit,  
 falls er sich in einen Dampf verwandelt, ihn es stäche und, die  
 Beschuhung durch das Schmieren mit Unschlitt schlüpfrig gemacht,  
 ihn zu Fall brächte.

Stirbt ein kleines Kind, so formen sie eine kleine Schüssel aus  
 Wachs und schütten in selbe etwas ausgemerkter Milch. So  
 angefüllt geben sie dieses Schüsselchen dem toten Kinde in die  
 Händchen und begraben es damit.

Dies thun die Landleute darum, daß es nicht Mangel leiden  
 würde im Grabe an Milch seiner Mutter.

Aus diesem sieht der Leser, daß viele originale und interessante  
 Gebräuche sich noch aus der Zeit des Occidentums erhalten haben.  
 Die Gebräuche der Rumänen sind ein Gemisch von alten römischen  
 (Klageweiber), slavischen und anderen, so, wie das rumänische  
 Volk selbst ein Mischvolk ist.

**Zur Aufbarmachung von Sümpfen.**

Da verumpfte Ländereien in der Regel so tief liegen, daß  
 das Wasser nicht abgeleitet werden kann, so geben dieselben fast  
 gar keinen Ertrag und machen durch die Ausdünstung des faulen-  
 den Wassers die Umgegend ungesund. Diefem Uebelstande läßt  
 sich durch Anpflanzung gewisser Gewächse, welche zu ihrem Wachs-  
 tum eine große Menge Feuchtigkeit erfordern und aufsaugen, ab-  
 helfen. Zuerst haben die Amerikaner mit solchen Anpflanzungen  
 den Anfang gemacht und mit der dort einheimischen Gsche große  
 Erfolge erzielt. Viele tausend Hektar Sumpfland wurden in  
 Amerika mit Gschen aufgeforschet, und hat sich das Holz dieser  
 Gschen wegen seiner Härte und vorzüglichen Brauchbarkeit zu  
 einem Ausfuhrartikel erhoben. Durch solche Erfolge ermuntert,  
 hat man an vielen Orten in den Niederungen Hollands und  
 Deutschlands zahlreiche Sümpfe mit Gschen bepflanzt, doch wird  
 die Gsche nicht in Löhern gepflanzt, sondern mit den Wurzeln  
 obenauf platt hingestellt und von den Seiten der Schlamm legel-  
 förmig auf die Wurzel gehäuft. Tritt kurz nach der Pflanzung,  
 ehe der Schlamm feststet, stürmisches Wetter ein und werden die  
 Bäumchen zur Seite gebogen, so ist es erforderlich, die Schlamm-  
 hügel zu erneuern. Die Gschen können eine große Menge Wasser  
 verarbeiten, sie entwickeln sich ungemein schnell und machen Jahres-  
 triebe von dreiviertel bis ein Meter. Sumpfige Strecken, die  
 vorher kaum zu betreten waren, stehen später mit dieien wert-  
 vollen Rughölzern da, der Sumpf wird trocken, das Wasser läuft  
 in den Zellen der Bäume um, und kein Baum, selbst die Pappel,  
 Erle und Weide nicht, macht der Gsche den Platz streitig. Die  
 beste Pflanzzeit ist von Mitte Mai bis Johanni, weil das Erd-  
 reich dann schon etwas erwärmt ist, das Anwachsen mithin schneller  
 vor sich geht, zumal bekanntlich die Gschen erst im Mai anfangen,  
 sich im Triebe zu regen. Rätlich ist es, zur Pflanzung nur  
 schöne, kräftige Stämmchen zu nehmen, indem eine Sparjamkeit  
 hier übel angebracht ist. Die Entfernung beim Pflanzen hat  
 zweckmäßig anderthalb Meter zu betragen, und thut man gut,  
 wo Wasserpiegel vorhanden sind, zuerst solche Stellen zu umgehen  
 und dieselben später, wenn das Wasser allmählich verschwindet,  
 nachzupflanzen.

Inkognito.

Novelle  
von

Hermann Birkenfeld.

(Fortsetzung).

Fünf Tage war Günter nun schon in Ohrenberg; es war Zeit, daß er „am Brunnen“ nach Briesen fragte, welche nachzusehenden er sich ausdrücklich verboten hatte. So machte er sich endlich morgens früh auf den Weg. Er fand auch richtig einen Brief des Onkels vor und dieser wollte noch heute abend eintreffen. Da wären denn die schönen Tage in Ohrenberg zu Ende! Und man kann nicht behaupten, daß Günter in wonniger Stimmung den Rückweg dorthin angetreten hätte. Er hatte sein Leben lang dem alten Onkel, dessen nächster Neffe er war, nur Gutes gewünscht und sich auf das Wiedersehen mit ihm herzlich gefreut, diesmal aber wünschte er ihn weit weg von hier, wo er ihm sozusagen die ganzen schönen Ferien verbarb. Was wollte der Hauptmann überhaupt? Er hatte die wenigen an den Nefsen gerichteten Briefe augenscheinlich in großer Eile geschrieben und sich über den Zweck seiner Reise nach Plößfeld nicht weiter ausgelassen; das Schreiben war überhaupt nicht seine Passion. Zuletzt war's dem Nefsen auch gleich, was der Onkel hier zu schaffen hatte, aber — wenn er doch lieber fortbliebe!

Je näher Günter seinem Ziele kam, um so mißnutziger wurde er. — Die warme Morgensonne machte ihn müde; er hatte ja auch keine Eile, ins Logis zu kommen, um seine Sachen zu packen, er konnte sich Zeit nehmen. Er passierte die Stelle, wo Hilda ihm zuerst begegnet war. Er streckte sich am Wege nieder und las das lakonische Schreiben des Onkels noch einmal durch. Es war dem Poststempel nach schon vor zwei Tagen in Plößfeld angekommen, der Schreiber rechnete also sicher darauf, ihn am Abend dort zu treffen. Wenn er nur wüßte, wie er mit Hilda stand? Und hatte er ein Recht, sich offen auszusprechen, ehe er dem Onkel Mitteilung von seiner Neigung machte? Aber die Zeit drängte. Er mußte abreisen, er wollte sich doch erklären; Hilda sollte zunächst entscheiden. — Doch nein, er wollte offen mit ihrem Vater reden.

Er erhob sich und beeilte sich, heimzukommen. Eilig tilgte er die Spuren der Fußwanderung von seinen Kleidern und schritt dem Hause des Fabrikherrn zu. Derselbe war über Land geritten, werde auch vor zwei oder drei Uhr nachmittags nicht wiederkehren. Im Garten hörte er Hildas Stimme:

Freudvoll  
Und leidvoll,  
Gedankenvoll sein!  
Langen  
Und Bangen  
In schwelender Fein:  
Himmelhoch jauchzend,  
Zum Tode betrübt;  
Glücklich allein  
Ist die Seele, die liebt."

Er grüßte über den Zaun hinweg. Sie schien sehr guter Dinge.

„Besser Werner kommt heute!“ rief sie ihm schon von weitem entgegen; „er hat mir's geschrieben. Schon seit ein paar Tagen war er hier in der Gegend, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten; nun kommt er endlich von Schafbergen zu uns herüber. — Doch Sie machen ja ein erschrecklich böses Gesicht, Herr Günter!“

Darin hatte die Kleine recht, aber zu verwundern war's auch nicht. Werner und immer wieder Better Werner! Ihm hatte ja auch das Lied gegolten, natürlich! Der junge Mann sah finster zu Boden.

„Ich muß fort.“

„Fort?“ Sie sah starr zu ihm empor. „Und ich hatte mir das so hübsch gedacht — Sie dürfen noch nicht fort, Herr Günter — Sie — gerade jetzt, wo Werner kommt — in einer Stunde vielleicht.“ Die Blässe, welche bei seinen knappen Worten über das Gesichtchen geflogen war, machte jähem Erröten Platz.

„Also doch!“ dachte er und empfand auf einmal etwas wie Bitterkeit gegen das kleine Wesen, das ihn so unendlich bezaubert, ihn förmlich umstrickt hatte mit seiner weichen Stimme, mit dem reizvollen Bann der naiven Augen, dem Duft des süßen Haars. Und nun sollte er noch bleiben, um zuzuschauen, wie ein dritter — nein, nein, er wollte fort, schnell, sogleich. Er bemerkte das leise Leben in ihrer Stimme nicht, als sie fragte:

„Sie müssen heim?“

Er fühlte sich nicht einmal veranlaßt, ihr den wahren Grund seiner Abreise auseinanderzusetzen.

„Ja. — Und da der Better gerade heute eintrifft, so — bin ich ja um so leichter entbehrlich.“ Man fühlte den herben Grimm aus seinen Worten heraus. „Leben Sie wohl, Fräulein Gröning!“

Sie sah sprachlos auf der Gartenbank, noch lange Zeit, nachdem die kleine Pforte längst hinter ihm ins Schloß gefallen war. So also schied er? Was hatte das zu bedeuten? Sein Benehmen grenzte an Ungezogenheit, und — ja, eigentlich hätte sie ihm das noch sagen müssen. Er würde doch nicht gehen, ohne wenigstens dem Vater Lebewohl zu sagen? Wenn er es thäte! Wenn er wirklich

dahingegangen wäre auf Nimmerwiedersehen — für immer! O, er war wirklich ungezogen; solche Behandlung hatte sie nicht verdient!

Und sie preßte ihr Tuch an die Augen und weinte bitterlich — bis eine Hand es leise von ihrem Gesichte zog und eine männliche Stimme in treuerzigem Tone fragte:

„Hilda, was gibt denn das?“

Sie hob das Köpfchen empor und die verweinten Augen richteten sich auf den Fragesteller.

„Better, o Du! — Es ist abscheulich!“

„Wer ist abscheulich, Cousine? Was ist abscheulich? Daß ich komme, doch hoffentlich nicht?“

„Ach, Du!“ Und wieder flog helles Erröten über ihr Gesicht.

„Darf ich's nicht wissen, Hilde? Ich meine, wir wären gute Kameraden gewesen seit lange! Hat Dich jemand gekränkt?“

Sie schüttelte leicht den Kopf.

„Bist Du allein gekommen, Werner?“

„Ja und nein; das heißt, ich habe den Waldweg zu Fuß gemacht; die Schwestern kommen per Wagen über Plößfeld her nach. Aber erst sag mir, was Dir fehlt, Hilda, — wenn ich's wissen darf.“

„Wissen magst Du es. Jeder mag es wissen. Er ist ein abscheulicher Mensch!“

„Wer?“

„Der Herr — der Maler drüben in der ‚Sonne‘.“

Werner setzte sich zurecht wie ein Inquisitor und tupfte mit den Fingern auf die Steinplatte des Tisches.

„Also in der ‚Sonne‘ wohnt ein abscheulicher Mensch, seines Reichens Maler. Weiter, keine Hilde! Er heißt?“

„Günter.“

„Weiter!“

„Weiter gar nicht.“

„Also Stand: Maler, Familiennamen: Günter, Charakter: abscheulich. Weiter: Religion? Alter? Verheiratet?“

„Wenn Du so fragst, gebe ich Dir gar keine Antwort mehr. Die Sache ist nicht zum Scherzen!“

„Aber zu weinen wirst Du von mir doch nicht verlangen, teuerste Cousine!? So erzähl doch, was es mit dem abscheulichen Menschen für eine Bewandnis hat.“

Das geschah denn und zögernd genug kam's aus dem hübschen Munde heraus.

„Mir würde es ja gleich sein, ob er sich so oder so von uns verabschiedet,“ sagte sie zuletzt, „aber Papa würde doch einen sonderbaren Begriff von ihm bekommen, — er war sonst immer so zuvorkommend, so —“

„So eigentlich kein abscheulicher Mensch, willst Du sagen. Ich verstehe.“

„Du verstehst mich sicherlich falsch, Werner.“

„Gott behüte, liebe Cousine, ganz und gar nicht. Nein, nein, ich verstehe vollkommen.“

„Er muß recht unangenehme Nachrichten empfangen haben, heut morgen. Als er hier in den Garten trat, sah ich es ihm gleich an, er war so ganz anders als sonst. Ich möchte —“

„Was möchtest Du?“

„Ich möchte, Du suchtest ihn auf — ihr Männer werdet ja so leicht mit einander bekannt — vielleicht käme er doch wenigstens, sich von Papa zu verabschieden. In der ‚Sonne‘ findest Du ihn sicherlich noch.“

„Um, das wäre! — Sag 'mal, Hilde, wie sieht er eigentlich aus? Ist er nett?“

„Ja — das heißt —“

„Mit Vorbehalt natürlich. Ich verstehe wieder. Also ich soll nun auf die Expedition geschickt werden, um zu helfen, daß Herr Günter, ein abscheulicher Mensch, sich als anständigen Menschen rehabilitiert. Eigentlich eine wunderbare Zumutung, aber — na, Hilde, am Ende — doch da kommt der Onkel.“

Herr Gröning schien sehr eilig. Gleich nach der ersten Begrüßung hielt er der Tochter einen Brief hin, den er soeben erhalten hatte.

„Gut, daß ich früher zurückkam, als ich glaubte; Hauptmann Fromberg wird schon heute zu uns kommen. Du weißt, ich erwartete ihn für diesen Sommer; und er kommt nicht einmal allein, bringt auch seinen Nefsen mit, — soll ein hübscher Bursche sein, wenigstens ist der Onkel seines Lobes voll. Und Deine Schwestern werden auch bald eintreffen, Werner?“

„Sie können in einer Stunde hier sein.“

„Um so besser; dann warten wir so lange mit dem Essen. Aber unsere Hilde wird alle Hände voll Arbeit bekommen! Nun, Dir gilt ja unser Besuch auch nicht weniger als mir, kleine Hausmutter!“ Und der alte Herr küßte die Tochter zärtlich auf die Stirn.

Man ging ins Haus und Werner wurde vorderhand von dem Onkel vollständig in Anspruch genommen. Er war seit seinem vierzehnten Jahre so oft und so lange als Gast in Ohrenberg gewesen, daß er dort fast so gut Bescheid wußte, wie auf dem väterlichen Gute im Hannoverischen, und wäre er auch gern gegangen, um seiner Cousine den versprochenen Dienst zu erweisen, so mußte er doch mit dem Onkel zunächst den üblichen Rundgang durch die Stallungen machen. Dann kamen die Schwestern und man setzte sich zu Tische.

feinen Parfüm des Salons angehaucht als ihr Bruder Werner und die muntere, heute aber so viel stillere Hilda Gröning.

Natüremäßig drehte sich das Gespräch auch um den zu erwartenden Besuch.

„Der Hauptmann war seinerzeit mein bester Freund und ist's geblieben,“ erklärte der Hausherr; „ich freue mich unendlich, ihn wiederzusehen; er ist ein Wiederemann durch und durch. Du erinnerst Dich seiner ja, Hilda; er war vor acht Jahren zuletzt bei uns, als wir noch auf Wilhelmshof wohnten, weißt Du noch?“

Hilda bejahte.

„Und sein Neffe wird hoffentlich nach ihm geartet sein.“

„Heißt er auch Fromberg?“ fragte Pauline, die ältere der beiden Schwestern.

„Nein, er ist ein Schwesterkind des Hauptmanns, er heißt Günter von Mende.“

„Günter von Mende?“ erschallten zwei, drei Stimmen zugleich.

„Den kenne ich ja!“ sagte Lucie von Giersdorff.

„Das ist ja mein Corpöbruder!“ rief Werner.

„Wir lernten ihn im Frühjahr in Schwepzingen kennen,“ fügte seine ältere Schwester hinzu.

„Ihr kennt ihn? Das trifft sich ja prächtig. Ist es ein netter Mann?“

„Ein Prachtkerl, Onkel!“ renommierte der Student Werner. „Er schlug eine Tiefquart! Sie war berühmt in Heidelberg. Erst vor drei Wochen regalierte er den ersten der Teutonen mit einem steilen Durchzieher, der sich sehen lassen konnte. Schade, daß er nicht wieder nach Heidelberg zurückkehrt! Aber der Onkel wird ihn wohl einheimen wollen.“

„Durch sein Quartenschlagen würde er sich hier freilich wenig Verdienste erwerben können,“ warf Herr Gröning ein, während ein ganz gelinder Seufzer die Brust des jüngsten Fräuleins am Tische schwellte.

„Er konnte hübsch plaudern,“ sagte Fräulein Pauline.

„Das ließe sich eher hören. Wie sieht er denn aus? Ist er hübsch, stattlich, groß? Du müßtest das ja wissen, Lucie! Wie findest Du ihn, kleines Fräulein? Ist er nett?“ lächelte der joviale Herr.

„Ach ja, Onkel, ich finde ihn reizend.“

„Na, das genügt vorderhand. Wenn's ihm nun nicht in den Ohren klingt, dann will ich mein Lebtag nicht mehr ans Ohrenklingen glauben.“

Lucie wurde rot, als der Bruder laut auslachte.

„Brauchst nicht böse zu werden, Jungfer Naseweis,“ beschwichtigte er die Kleine, als sie ihn beleidigt ansah.

„Diesmal hast Du ausnahmsweise keinen schlechten Geschmack entwickelt, wenigstens besseren als neulich, da Du den dünnbeinigen Lieutenant verteidigtest.“

Fräulein Lucie hatte für zweierlei Tuch ein Tendre, welches der Bruder als echter Student durchaus nicht teilte. In diesem Punkte lebten sie fortwährend auf dem Kriegsfuß.

„Keine Scharnügeln hier, junge Herrschaften!“ rief der Onkel halb im Scherz über den Tisch herüber und damit hatte die Unterhaltung über die erwarteten Gäste vorläufig ein Ende. Nur Hilda hatte sich nicht daran beteiligt.

Man nahm den Kaffee in der Veranda und Hilda verließ die Gesellschaft für einige Minuten. Werner folgte ihr. Er hätte gern den Maler — was für ein Individuum mochte er wohl sein? — reisen lassen, wohin er wollte, aber — ja, ohne Hildas Einwilligung mochte er doch den einmal versprochenen Gang zu ihm nicht aufgeben. Er traf die Cousine im Speisezimmer.

„Ich muß also noch in die ‚Sonne‘?“

„Du hast es versprochen, Werner.“

„Ich will ja auch gehen, wenn — wenn Du darauf bestehst. Ich fürchte nur, ich kann kaum fort, ohne aufzufallen. Der Onkel scheint uns zu Ehren ja seinen Mittagsschlaf zu unterlassen, oder er schläft nicht aus Freude über den Besuch des alten Fromberg.“

„Ach, dieser Besuch! Ich wollte, er bliebe aus, Werner.“

„Das kleine Wesen sah recht bekümmert drein.“

„Nun, ich dachte, es könnte Dir jetzt auf einen Gast mehr oder weniger nicht ankommen. Den Hauptmann kennst Du ja.“

„Ja freilich, ihn kenne ich.“

„Na, und für den Nefsen bürgere ich, er ist so anspruchslos wie nur jemand, und — Hilde, es ist ein hübscher Kerl!“

„Verschon mich nur mit Deinen Redereien, Werner! Mir ist ganz gleich, ob Du ihn hübsch nennst oder nicht, und zum Spassen bin ich wirklich wenig aufgelegt.“

Es mußte wohl so sein; Fräulein Hilda schien ihren „empfindsamen Tag“ zu haben, wie ein guter Freund von mir die weidmütigen Anwandlungen unserer jungen Damen zu nennen beliebt. In ihren Augen schimmerte es feucht — jetzt schwammen sie schon — noch ein Ruck von innen und — richtig, da drückte sie schon wieder das Köpfchen in das kleine Vatistik.

„Gerade heute muß er kommen, der —“

„Wer?“

„Der Hauptmann mit dem Herrn — wie heißt er doch?“

„Günter.“

„Heißt er Günter? O, es ist abscheulich, dies Zujammentreffen!“

„Was? Daß er Günter heißt?“

„Nein. Daß er — daß gerade heute — Ich wollte, der alte Hauptmann und Dein Freund — wären, wo der Pfeffer wächst!“ Sie trocknete energisch ihre Thränen.



Die Kefeninsel im Starnbergersee. Nach einer Skizze von W. H. (S. 610.)



Beerdigung bei den Rumänen in Serbien. Nach einer Skizze von B. Zürling. (S. 606.)

Illustrirte Welt.

„Ein recht christlicher Wunsch, Hilde!“  
 „Wirft Du denn in die Sonne gehen und ihn — und Herrn Günter auffuchen?“

„Wenn es sich thun läßt — von Herzen gern. Weißt Du, als galanter Vetter —“

„Du könntest jetzt gleich gehen; es wird Dich nicht lange aufhalten, und ich finde schon einen Grund für Dein Ausbleiben.“

„Immer die kluge Hilde! Na, Fräulein Waldprinzess, wenn ich mir aber nun nicht eine Tapferkeitsmedaille oder sonst was Schönes verdiene, so bin ich der galante Vetter gewesen.“

Aber noch war er's; denn er ging.

In der Sonne traf er den Gesuchten nicht; er sei in den Wald gegangen, sagte die Wirtin.

„Wissen Sie, ob Herr Günter heute fort will?“ fragte Werner.

„Ich glaube, ja. Wenigstens hat der Herr seine Rechnung verlangt und der Franz soll ihm das Kofferchen nach Blöhsfeld schaffen. Schade, daß er geht! War ein freundlicher Herr und hatte nichts, wissen Sie, so — Künstlerartiges an sich wie die Maler sonst wohl. Rein, ordentlich manierlich und fein war er immer. Ihm selbst mag es auch wohl leid thun, daß er fort soll; er ist wenigstens ganz mißvergnügt seit heut morgen und nicht einmal ordentlich gegessen hat er zu Mittag.“

„Wissen Sie, welchen Weg er eingeschlagen hat?“

„Ja, ja doch! Ich denke, es wird der Mühlenweg sein, den geht er öfter. Sie kennen ihn ja: an der Thonmühle vorbei nach dem Bullerborn zu. Da finden Sie ihn sicher, Herr Werner.“

Der Student machte sich dahin auf; es war nicht weit, keine zehn Minuten Weges. Am Bullerborn, einem lustig rieselnden Waldquell, fand er niemand. Schon wollte er umkehren, da glaubte er etwas weiter in den Wald hinein auf einer kleinen Lichtung eine Gestalt liegen zu sehen. Mühsig schritt er darauf zu. Es war der bekannte Fleck am Bache. Günter hatte sich ins Gras gestreckt, die Hände unter dem Kopf gefaltet, starrte er gedankenlos ins ruhige Blau des Himmels; erst der erstaunte Anruf des Rasenden ließ ihn emporfahren.

„Wende! Kerl, bist Du's wirklich? Das wird mir aber allmählich zu bunt! Ich werde ausgeschickt, einen gewissen Herrn Günter zu suchen, so 'nen versifften Farbentseker, den ich über alle Berge wünschte, und Dich erwartest man sehnsüchtig in Ohrenberg und wünschst Dich doch dabei von Herzen nach Capenne, und nun finde ich Dich hier im Walde, ins Blaue starrend, just als ob Du Dein Leben lang nichts anderes gethan hättest, als Sonnenschein getrunken und Waldesduft gefuttert! Wie kommst Du hierher, Mensch?“

Günter hatte nur die Hälfte von den Worten begriffen. Er richtete sich halb auf.

„Das frage ich Dich.“

Der andere beachtete die Worte gar nicht, sondern fuhr mit Eifer fort:

„Aber halt, ich habe zunächst Wichtigeres zu besorgen. Ich bin augenblicklich so 'ne Art Detektiv auf der Menschenjagd. Hast Du hier vielleicht ein Individuum herumlaufen sehen, das mit einem Farbensüßler einige Ähnlichkeit hatte?“

Der Gefragte war aufgesprungen und stand neben dem Freunde. Er mußte doch lächeln.

„Ich kleide selbst mit Farben, wie Du es nennst.“

„Ach was, das meine ich nicht! Ich suche so 'nen richtigen, regulären Pinselwischer von Profession, der seit einigen Tagen die Gegend unsicher macht. An sich wäre das nicht schlimm, aber — je nun, ich soll ihn wiederholen nach Ohrenberg.“

„Was sollst Du?“

„Ich soll ihn auffuchen, verzeihen — was weiß ich! Reite Kommissionen das, wie? Denke Dir, der Kerl hat fünf, sechs Tage lang dort unten im Hause verkehrt wie ein Familienglied und heute geht er plötzlich auf und davon! Es ist eine Gfellei, das arme Ding, die Hilde, so in Unruhe zu versetzen. Muß ein netter Vogel sein, den ich da einfangen soll!“

„Ich gehe sofort mit!“ rief Günter eifrig.

Der Freund sah sein vis-à-vis mit einem so sonderbaren Blicke an, als zweifle er momentan an der Ordnung von dessen geistigen Kapazitäten.

„Was willst Du thun?“

„Ich gehe mit Dir, komm — sogleich — jetzt — auf der Stelle! Hilde soll nicht —“

„Sich nicht mehr betrüben, meinst Du? Ja, da wärest Du gerade der rechte Tröster! Wenn Du wüßtest, wie wenig sie sich nach Dir sehnt, so leid es mir thun sollte, Du fährst schnurstracks wieder zurück nach Blöhsfeld — oder bist Du zu Fuß gekommen?“

„Du sagtest doch soeben —“

„Ich sollte einen gewissen Herrn Günter, Maler, ins Haus bugsilren, allerdings, nicht Dich!“ rief Werner mit Nachdruck, indem er sich zum Gehen anschickte.

„Aber ich bin ja dieser — Herr Günter selbst!“

Werner Giersdorff blieb auf dem Wege stehen und sah dem andern starr ins Gesicht. Dann brach er in lautes Lachen aus.

„Nun verstehe ich! Hätte freilich auch eher auf die richtige Idee kommen können. Du bist also schon länger hier?“

„Ich sollte in Blöhsfeld meinen Onkel erwarten, es wurde mir aber dort — zu langweilig — und —“

„Hier war's interessanter, natürlich! Aber warum hülltest Du Dich denn in das — nimm mir's nicht übel — für unsere Verhältnisse doch etwas excentrische Inkognito?“

Günter erzählte dem Freunde, wie es gekommen, und Werner lachte herzlich.

„Aber Dein Onkel wird in dem Glauben sein, Dich in Blöhsfeld anzutreffen, wo er vielleicht schon angekommen ist.“

„So müßte ich doch noch hin.“

„Unfinn! Warte einmal — So geh'! Ein Bote, mit einer Peile, oder besser gleich ein Wagen, nach Blöhsfeld geschickt, bringt alles in Ordnung. Jetzt nehme ich Dich in Beschlag und Du mußt ohne Verzug mit mir zurück.“

Aber Günter schweig nachdenklich, und als beide die paar ausgetretenen Stufen zum Wirtshause hinanstiegen, war sein Blick wieder so finster wie zuvor, da ihn sein Freund im Walde antraf.

„Es ist doch besser, ich gehe fort,“ sagte er endlich.

„Mann, aus Deinem Beginnen mag ein anderer sich einen Vers machen, ich kann's nicht.“

„Möglich, daß Du mich nicht verstehst, ich verstehe — Hilde nicht.“

Der Freund staunte den Sprecher mit offenem Munde an.

„Wovon sprichst Du eigentlich? Erklär Dich deutlicher.“

Ein paar Sekunden sah Günter von Wende düstern Blickes auf das Backsteingefüge der Haustreppe, dann endlich brach es sich los wie ein Seufzer:

„Werner, sag mir aufrichtig: bist Du mit Hilde Gröning verlobt?“

„Was? Eine Sternschnuppe, die am hellen Mittag plötzlich vor ihm niedergefallen wäre, hätte den Gefragten kaum in größeres Staunen versetzen können.“

Der andere achtete dessen nicht.

„Liebt Dich Hilde nicht?“

„Wende! Nun begreife ich so allmählich den ganzen Zusammenhang der Geschichte und Deine tragischen Anwandlungen! Ich will Dir was sagen, alter Kerl: frag Hilde selbst darnach.“

„Also Du glaubst, oder vielmehr Du hast — Du machst keine Ansprüche auf ihre Person?“

„Herr Gott im Himmel, nein!“ rief Vetter Werner halb ärgerlich aus. „Wir sind seit Jahren gute Freunde gewesen, das ist alles! Und willst Du's schriftlich haben, so kannst Du es bekommen, aber dann thu mir auch den Gefallen und quäl das arme Kind nicht mit ähnlichen Fragen.“

Ein Gefühl unaussprechlichen Glückes durchschauerte den jungen Mann bei den derben Worten des Freundes. Er hatte Hoffnung!

„Komm, ich gehe mit Dir, komm!“ und in Hast riß er den Corpsbruder die Treppe hinab.

„Gern, gemacht, alter Junge! Erst muß ich Dir sagen, daß noch anderer Besuch außer mir in Ohrenberg ist. Ich bin nicht allein gekommen, meine Schwestern sind auch hier, und — verzeih, aber Du siehst in der That nicht eben salonfähig aus.“

Dem war freilich so. An Günters Kleidung hafteten manche Spuren seines Waldaufenthaltes, die beseitigt sein mußten. Er eilte auf sein Zimmer. Dann zogen die beiden zusammen ab.

Auf der Veranda am Herrenhause hatte inzwischen der Hausherr wiederholt nach Werner gefragt, dessen Ausbleiben er sich nicht erklären konnte, und Hilde hatte peinliche Minuten ausgestanden. Sie machte verzweifelte Anstrengungen, die Aufmerksamkeit der kleinen Gesellschaft auf andere Punkte zu lenken, aber es gelang ihr nur schwach. Ihr Herz pochte in namenloser Angst — warum, wußte sie selbst nicht recht; aber sie sah es als eine Art Erlösung an, als man endlich in den Garten ging, wobei ihr Vater sich in ein längeres Gespräch mit Pauline von Giersdorff einließ. Die beiden gingen voran; so war sie wenigstens nicht mehr neuen Fragen ausgesetzt.

Lucie, fast ebenso klein und für gewöhnlich fast ebenso lebhaft, heute aber viel lebhafter als sie selbst, hing sich an ihren Arm.

„Freust Du Dich nicht auf den Besuch, der noch zu erwarten ist?“

Sich verstellen war eigentlich wenig Sache der naturfrischen Kleinen, aber so gern sie von Herzen mit Nein geantwortet hätte, sie wagte es diesmal doch nicht. Und die Wahrheit zu sagen, war ihr der alte Hauptmann Fromberg mit dem unvermeidlichen Tabaksdunst, den er um sich zu verbreiten pflegte, der kräftigen Stimme, dem herzlichen Lachen, den gewaltigen Rodtaschen, welche eine unerschöpfliche Fundgrube für Kinderüberraschungen bildeten, von früher her in dankbarer Erinnerung. Sie bejahte also.

„Gewiß, Lucie, Onkel Fromberg und ich waren früher so gute Freunde!“

Lucie warf das Köpfchen ein bißchen unwillig zurück.

„Den meine ich nicht, Hilde, ich meine, ob Du Dich nicht auf den andern freust, seinen Neffen, den — den Herrn von Wende. Er kann wirklich reizend sein, versichere ich Dich.“

Hilde hörte nur mit halbem Ohr.

„Du kennst ihn wohl sehr genau?“

„Wie sonderbar Du fragen kannst! Er ist ja Berners Freund und war Pfingsten mit uns am Redar. Es war wundervoll dort und er wußte so hübsche Sachen zu erzählen und hatte so niedliche Einfälle! Ich glaube, er —“

„Was glaubst Du?“

„Ich glaube — Aber er ist wirklich allerliebste, und denke nur, Pauline bildete sich ein, er mache ihr den Hof, und sie ist doch schon bald einundzwanzig und er erst dreiundzwanzig! Und als wir abrüsteten, schickte er mir ein ganz prachtvolles Bouquet und — ja, wir hätten recht gut noch ein paar Tage auf der Reise bleiben können, aber Mama wollte heim. Indes würde er uns jetzt besucht haben, er ist ja Berners Freund, aber es ging nicht. Und nun treffen wir uns hier wieder, das ist doch hübsch!“

Die Kleine schien ganz Feuer und Flamme für den jungen Wende.

„Weißt Du, wann er kommt?“

„Rein, Lucie.“

„Du bist viel stiller geworden, Hilde, seit zwei Jahren!“

„Doch, da fährt ein Wagen am Hause vor — gewiß die beiden Herren!“

Es war der Hauptmann, der bald geraden Weges auf den Garten zusteuerte. Gröning und Hilde gingen ihm entgegen. Vergebens suchte man nach dem erwarteten Neffen.

„Insammer Bengel das!“ knurrte der alte Soldat.

„Weiß der Himmel, wo er herumspuken mag, anstatt auf seinen alten Onkel zu warten. Na, der lieben Jugend muß man ein bißchen Bagabundiren zu gute halten. Habe ihm in Blöhsfeld Nachricht zurückgelassen, wo er mich finden kann, wird also wohl morgen oder so nachkommen. Ich für meine Person hielt's in dem Neste nicht aus, das duftet da so eigen von Brunnenwasser und Patchouli — na, ich danke! — Aber unsere Hilde hat sich prächtig gemacht,“ fuhr er fort, indem er seine Augen mit Behagen auf der zierlichen Gestalt und dem frischen Gesichte der Kleinen ruhen ließ. „Poh Wetter, ja! Nun, nun, brauchst nicht rot zu werden, kleine Hexe! Kennst doch den Onkel Fromberg noch von früher her, wie?“ Und kurzen Prozeß machend, zog er das Mädchen an sich.

Hilde hätte sich über des alten Freundes Ankunft freuen mögen, aber sie konnte nicht. Die Gedanken des kleinen Köpfchens weilten ganz und gar anderswo. Wenn doch Vetter Werner nur käme!

Die beiden Cousinen, Pauline und Lucie, betrachteten den Ankömmling bald als eine Art langjähriger Bekanntschaft; der Hauptmann hatte ja mit ihrem Vater lange Zeit bei demselben Regiment gestanden und setzte ihnen nun weitschweifig die halbe Genealogie derer von Giersdorff auseinander.

Endlich kam Werner. Er nickte seiner Cousine nur flüchtig zu, aber das genügte, sie so tief erröten zu machen, daß Lucie sich verwundert fragte, was wohl für ein geheimes Einverständnis zwischen den beiden herrschen möchte. Sollten Werner und Hilde —? Doch nein, sie war ja schon zwanzig, und zwanzig war in Luciens Augen schon bedenklich viel, und er — der Werner! Es war zum Lachen! Aber die Kleine hatte so allerlei Gedanken. Und bei sich rechnete sie aus, wie lange der Bruder wohl noch warten müßte, ehe er ans Heiraten denken könnte: drei Jahre wenigstens. Da möchte sie ja im stillen doch die arme Hilde bemitleiden. Wenn sie selbst einmal — ja, da wäre für sie doch der Günter Wende eine ganz andere Partie!

„Wo hast Du denn so lange gesteckt?“ fragte Gröning den Neffen.

Dieser lachte unbeschäftigt.

„Ihr würdet es alle miteinander kaum erraten; ich traf die alte Urschel, die mir die neuesten ihrer alten Gespenstergeschichten aufzählte. Die Frau kann wirklich gut erzählen,“ fügte er noch ernsthaft hinzu und wunderte sich dabei über sein Lügner-talent; denn für gewöhnlich zog er den geradesten Weg vor, und abgesehen von dieser Unwahrheit, that er's auch diesmal.

Als er mit Günter zusammen sich dem Garten näherte, hatten die beiden, selbst unbemerkt, die hohe Gestalt des Hauptmanns dort durch die Büsche schimmern sehen, und Günter, der nicht gern so coram publico vor dem Oheim erscheinen mochte, war auf Berners Rat für so lange in die Sonne zurückgekehrt, bis man ihn rufen würde. Nun bedauerte der junge Giersdorff den Freund, der in seinem Ahtl ja die Minuten zählen mußte, und so fest er sich vorgenommen, eine Gelegenheit abzuwarten, um die beiden alten Herren über des Freundes Inkognito aufzuklären, er hielt's nicht aus, er platze los.

„Herr Hauptmann — und Du, Onkel Gerhard — ich möchte gern abseits ein Wort mit euch reden. Ihr anderen entschuldigt uns wohl so lange.“

„Recht galant!“ meinte Lucie gewichtig.

(Schluß folgt.)

## Die Roseninsel im Starnbergersee.

(Bild S. 608.)

Die Roseninsel im Starnbergersee war besonders in der Jugendzeit König Ludwigs II. ein Lieblingsplatz des unglücklichen Monarchen. Sie ist ein landschaftliches Juwel außerdem und verdient es in doppelter Hinsicht, deshalb unseren Lesern im Bilde voranschaulicht zu werden.

Die Insel ist rings von Bäumen und üppigen Gebüsch umgeben, an welche sich silberhelle Klade in der Runde und nach innen schließen. Hiemlich links gegen Feldafing drüben steht die in modern italienischem Geschmack unter König Maximilian gebaute, in Mitte einhöckige Villa. Ihr Material ist gelber Thonstein. Sie hat vorspringende Holzgalerie, Balkone und eine

gegen Süden angebrachte Freitreppe mit Sandelabern und Marmorplastik. Selbstverständlich fehlt es nicht an einem Belvedere. Im ganzen enthält das Gebäude nur zehn Räume. An einer der Außenwände ist ein sinniges Freskobild zu sehen. Umweit der Villa ragen nordwestlich schöne Pappeln auf, welche jene Pfade nach innen begrenzen. In der Nähe befindet sich die Wohnung für das Dienstpersonal und die Küche. Seitlich der Villa im Trakt gegen Osten bietet sich ein von Pfaden durchschnittenen, sogenanntes französisches Parterre dar, welches, über und über mit den schon erwähnten Rosenbüschen bepflanzt, einen außerordentlich schönen Anblick gewährt. In Mitte desselben steht eine Säule aus buntem Kristallglas mit vergoldetem Kapitäl und Sockel.

Nordwestlich gegen Feldafing zu befindet sich jener Teil des Sees, mit welchem man sich von Seiten verschiedener Historiker und Urgeographen zum Zweck der Begründung von „Pfalzbauten“ beschäftigte. Es bleibt hier gewiß erlassen, auf den Wert der Annahmen und die Resultate der Untersuchungen näher einzugehen. Vielmehr wenden wir uns wieder zur heutigen Zeit und bemerken, daß noch etwas mehr gegen Feldafing zu die Ansicht des „Tristan“ stattfindet, wenn der König von Schloß Berg zur Roseninsel fährt. Fraglicher Tristan ist ein äußerst elegantes Dampfschiff von vierundzwanzig Pferdekraft. Kommt man vom Landungsplatz herüber völlig nach Süden, wo die Insel im ungefähr dritten Teile ihrer schrägen Länge eine Landzunge bildet, so findet man auf derselben einen Kiosk von Holzbau, welcher von den schönsten Schlingpflanzen umdacht und umwuchert ist.

Von diesem Kiosk aus genießt man eine entzückende Aussicht über den gesamten unteren See weg und auf die Gebirge zu. Der mehr oder minder umfassende Blick auf letztere ist am Starnbergersee wesentlich durch dessen Windung und gewisse Vorsprünge bedingt, insgesamt vom gewählten Standpunkte abhängig. Geradeaus von hier aber sieht man im Vordergrund der Berne, von der Linken zur Rechten, den Jochberg, den Herzogsstand, den Heimgarten und die Berge am Loisachthale; in gleicher Richtung ragen majestätisch hinter denselben auf der Karwendel, der Wetterstein, die Zugspitze, nächst denselben niederer die Ettalerberge und der Tegelerberg.

König Ludwig kam zu der Zeit, als sein Bruder noch gesund war, beinahe tagtäglich von Schloß Berg zur stillen, friedlichen Einsamkeit der Roseninsel herüber. Da ward denn hier in den einsamen Räumlichkeiten des natürlichen Landhauses das Diner eingenommen und gegen Abend schrie man nach Berg jurid.

Wie hat sich dieser harmlose Verkehr im Laufe der Jahre geändert!



Monatlicher Gartenkalender. Juli.

Blumengarten. Gießen, Jäten und Auslockern der Narkotten und Blumengruppen sind jetzt die notwendigsten Arbeiten. Die Blumenzwiebeln müssen vollends herausgenommen und die Gruppen, worauf sie standen, frisch gerichtet und mit anderen Pflanzen besetzt werden. Die herangewachsenen „Sommerflopflanzen“ und Stauden, besonders aber die Georginen (Dahlien), binde man jetzt an passende Stäbe, damit ihnen Wind und Regen nicht schaden kann. Wenn der erste Hauptrosenblüthe vorüber ist, so müssen die Stöcke dem Sommerchnitt unterworfen werden. Dieser besteht darin, daß die abgeblühten Zweige bis auf das nächste kräftig entwickelte Auge (gewöhnlich das zweite von oben) gekürzt und daß alle überflüssigen, dünnen, verkrüppelten und auch stärkeren Triebe, wenn diese eine unvorteilhafte Stellung einnehmen, entfernt werden. Will man Rosen aus Stecklingen ziehen, so kann dies jetzt geschehen. Nach vollendetem Schnitt ist zu empfehlen, die Erde rings um den Stamm der Rosen 40—45 Centimeter im Durchmesser und 4—5 Centimeter tief auszulodern, eine schlüßförmige Vertiefung zu bilden und in diese reichlich flüssigen Dünger zu gießen. Dem Düngerguß hat nach einigen Tagen ein Guß mit Wasser zu folgen, wenn es nicht kurz darauf regnet. Zum Oculieren der Rosen ist jetzt die rechte Zeit und diese Arbeit soll womöglich bei regnerischer Witterung vorgenommen werden. Man kann jetzt auch Stecklinge von Verbenen, Petunien und von anderen krautartigen Pflanzen machen. Mitte Juli sie man Stiefmütterchen (Viola tricolor), um einen schönen Frühlingsblüthe zu erhalten. In der ersten Hälfte des Monats können auch Veredlungen an immergrünen Bäumen vorgenommen werden. Die Bucheinfassungen sind Ende des Monats zu beschneiden. Von den verschiedenen Stauden lassen sich jetzt Stecklinge in Töpfe machen, die man in ein leer gewordenes Mistbeet oder in einem zu diesem Zwecke hergerichteten Kasten in Erde einsetzt, morgens leicht überspritzt, die darauf gebrachten Fenster in der ersten Zeit wenig läßt und ziemlich stark beschattet. Die Georginen schneide man aus und lasse an jeder Pflanze nur einen, höchstens zwei Haupttriebe stehen, weil sie sich so am schönsten entwickeln. Die Hecken sind zu regulieren, wobei jedoch darauf zu achten ist, daß sie an der Grundlage nicht zu stark beschneiden werden. Von Primeln, Kurikeln und anderen perennirenden Pflanzen kann man jetzt Samen einsammeln. Nicht zum Samen tragen bestimmte, verweltete Blütenstängel sind von den Pflanzen abzuschneiden. Beete, Narkotten und Wege halte man stets von Unkraut rein, entferne von den Pflanzen die gelb gewordenen, verkrüppelten Blätter, binde die Triebe leicht und gefällig an Stäbe und schneide an Gruppen und Wegen die Narkotten stark ab. Die Grasplätze sind zur rechten Zeit, das heißt wenn das Gras über handhoch geworden ist, zu mähen, dann mit einem Rutenbesen abzulehnen, zu walzen und womöglich zu begießen. Das Mähen ist am besten früh morgens oder bei regnerischem Wetter vorzunehmen. Verbenen und Petunien binde man nicht auf, sondern lasse sie, auf dem Boden liegend, fortwachsen, besetze sie auf diesen gleich verteilt mit kleinen Holzstäben und schneide die über den Rand der Beete hinauswachsenden Triebe ab. Dem indischen Blumentrohr (Canna) und den Georginen ist zuweilen flüssiger Dünger zu geben. Die zu dicht stehenden Blütenknospen der Nelken schneide man vorsichtig aus und schütze die bleibenden vor anhaltendem Regen. Spät gefähte Sommerflopflanzen und perennirende Gewächse sind auszusäen und, sobald sie bemurzelt sind, zu behacken. Der Same von Pflanzen, welche im Winter blühen sollen, wie beispielsweise Sommerleuchten und Reiseden, kann jetzt in den Boden gebracht werden.

Gemüsegarten. Lodern, Behacken und Gießen sind jetzt auch im Gemüsegarten die Hauptarbeiten und es verlangen namentlich die Gurkenpflanzen bei heißer, trockener Witterung reichliche Bewässerungen. Die frühesten und wohlgebildeten Gurken lasse man zur Samengewinnung stehen und lege ihnen der Fäulnis wegen Schiefer- oder Dachziegelstücke unter. Wer Radieschen liebt oder zu wenig Sommerrettiche gebaut hat, mache eine Aussaat und zwar womöglich auf einen halbschattigen Platz. Von den Erdbeeren nehme man die flüchtigsten Ausläufer ab, wenn dies noch nicht geschehen ist, pflanze sie einzeln auf dazu vorbereitete Beete, damit sie recht kräftig werden. Ueber drei Jahre alte Erdbeerpflanzen besetze man nach der Ernte, dünge die Beete stark und besetze sie mit Gemüße. Die Beete können aber auch rigolt und im August wieder mit jungen Erdbeerpflanzen besetzt werden. Die bleibenden Erdbeerbeete sind Ende des Monats von der Frucht wegen darauf gebrachten Streu zu befreien und von den Erdbeersäcken ist das Blattwerk bis auf die Herzblätter zu entfernen; die Beete sind dann zu lodern und mit einem einige Centimeter dicken Ueberzug von Komposterde zu versehen. Anzuraten ist ferner, über die reisenden Erdbeeren mit Gaze bezogene Rahmen anzubringen, denn diese schützen sie nicht nur gegen die sengenden Sonnenstrahlen, sondern auch gegen die Vögel. Man kann auch noch eine Aussaat von Bohnen und Früherbsen machen. Zwiebeln, Schalotten und Knoblauch sind aus der Erde zu nehmen, wenn ihre Blätter gelb zu werden anfangen, denn sie treiben sonst nach allenfalls eintretendem anhaltendem Regenwetter wieder aus, was sie schädigt. Majoran, Thymian, Fenchel, Weißer, Krauseminze und so weiter schneide man unmittelbar vor der Blüte ab und trodne sie auf einer schattigen, luftigen Stelle. Der Samenputz ist die größte Aufmerksamkeit zu widmen und es ist die richtige Zeit der Samenernte nicht zu versäumen. Wer nur wenig Samen einzuernten braucht, thut am besten, seine Samenpflanzen fleißig durchzugehen und dabei die einzelnen reifen Samenbehälter einzusammeln. Ueberdünnte Beete sind umzuarbeiten und mit Spinat und Karotten, Sommer- und Winterrettichen, Kopfsalat, Speiserüben, Winterendivien, Krautsohl und Sellerie zu besetzen. Bei trockener Witterung ist zu empfehlen, die Gemüsepflanzen abends zu fehen und gut anzugießen. Ist der Blumenkohl in der Ausbildung begriffen, so bedecke man ihn mittelst der großen Blätter, die man eintrudt und nach innen legt, damit die Sonnenstrahlen abgehalten werden. Spargelbeete, von welchen viel Spargeln geerntet wurden, sind stark mit flüssigem Dünger zu begießen und so auch alle im Wachstum begriffenen Kohl- und Wurzelgewächse, besonders Sellerie. Junge Spargelbeete halte man frei von Unkraut rein, lockere die Erde auf und gebe ihnen ebenfalls Düngergüsse. Die in den Spargelbeeten vorhandenen Läden sind auszubessern. Von den Sellerieknospen ziehe man Ende des Monats die Erde weg, schneide die Seitenwurzeln von den Knollen und bringe die Erde wieder daran. Der Fleischsellerie (der bei uns leider noch viel zu wenig gebaut wird) ist mit Erde zu behäufeln. Die Frühkartoffeln können herausgenommen und auf die dadurch frei gewordenen Beete zum zweitenmale Sorten gleicher Art gelegt werden. Wenn sich die Blütenköpfe der Artischocken zeigen, so ist zu empfehlen, jene der Seitentriebe schon frühzeitig zu entfernen, daß sich die übrigen besser ausbilden können. Die am Stöcke bleibenden Früchte sind zum Verbrauch geeignet, wenn sich die Schuppen der Köpfe zu dehnen beginnen und die Mitte des oberen Randes eine gelbliche Färbung annimmt. Sämtliche Pflanzen sind nach der Abnahme der Blütenköpfe bis auf die Wurzelblätter zurückzuschneiden und der Boden ist dann gut zu behacken. Die Erdhäuser müssen umgearbeitet werden. Die Melonenbeete sind bei anhaltendem starkem Regen, sowie bei rauhem Wind mit Fenstern zu belegen. Das Gießen derselben ist mit Vorsicht vorzunehmen und bei großer Hitze und Trockenheit ist es am besten, wenn es früh morgens oder abends nach 6 Uhr geschieht. Das Wasser soll stets unter die Blätter und Ranken und nicht auf den Wurzelhaas der Melonenpflanzen gegossen werden, weil in letzterem Falle leicht die Stammwäule hervorgerufen wird. Die Beete des Gemüsegartens sind rein zu halten. Die auf der Unterseite der Kohlblätter von den Schmetterlingen abgesetzten Eierhäuschen sind auszusuchen und zu zerquetschen, die jungen Raupen zu vertilgen.

Obstgarten. Von Mitte dieses Monats an kann auf das schlafende Auge okuliert werden. Die dazu verwendeten Reiser müssen von kräftigen, der Sonne ausgelegten Gipfeltrieben der Bäume genommen werden, weil dies die besten sind. Die in der Mitte des Reises befindlichen Augen werden als die vorzüglichsten betrachtet und man soll daher, wenn möglich, nur diese zur Okulation verwenden. Dem ausgehauenen Auge darf der Keim nicht fehlen und an jedem Auge ist der Blattstiel und ein Stück des Blattes zu lassen; dies erleichtert das Einschieben desselben unter die Rinde des Wildstammes und es kann später auch das Anwachsen des Auges darnach beurteilt werden, denn sobald der Blattstiel von selbst abfällt, darf angenommen werden, daß das Anwachsen des Oculauges gesichert ist. Selbstverständlich kann die Bortnahme der Okulation nicht früher geschehen, als bis sich die Rinde des Wildstammes ganz gut löst. Nach einem warmen, durchdringenden Regen gelingt die Okulation am besten. Ist man hingegen gezwungen, bei anhaltender Hitze und Trockenheit okulieren zu müssen, so sind die Wildlinge einige Tage vorher stark anzugießen, damit sie „in den Saft“ kommen. Bei jenen Stämmchen, die aus treibende Auge okuliert wurden, muß das Band, wenn es einzuschneiden beginnt, gelockert oder durchschnitten werden. Es können sowohl jetzt als im nächsten Monat Stachelbeerstecklinge von diesjährigem Holze gemacht werden. Alle wilden Austriebe am Stamme und am Wurzelstock der Bäume sind sorgfältig zu entfernen. Die zum Einmachen nötigen unreifen Walnüsse können jetzt vom Baume genommen werden. Das Rappen des Weinstocks, das Ausschneiden und Zurückschneiden des Geizes ist, wenn noch nicht geschehen, vorzunehmen. Die Triebe desselben sind sorgfältig anzubinden und die Fruchttriebe, soweit es nicht Haupt- oder Leittriebe sind, sollen auf zwei Augen über der höchststehenden Traube eingekürzt werden. Mit dem Abnehmen des Beerensobstes kann ebenfalls begonnen werden, das heißt, wenn es nicht zu trocken ist oder

wenn man das Gießen nicht scheut. Die Insekten, namentlich die Raupen der Aprikosen- und Schleheneule, das Weibchen des Schwammspinners und die Afterraupen der Stachelbeerwespe, die jetzt zum zweitenmale auftreten, sind fleißig aufzusuchen und zu vertilgen. Von den Feigenbäumen lasse man die Triebspitzen ab, wenn sie eine Länge von 15—20 Centimeter erreicht haben. Die schwer beladenen Äste der Obstbäume sind zu stützen und das Fröhobst kann zum Teil abgenommen werden. Bei großer Trockenheit sollen die Obstbäume da, wo es angeht, stark begossen werden. Die Läden an den Pyramidenblümen sind mittelst angebrachter Stäbe, an die man Zweige heranzieht und anbindet, auszufüllen. Das Eintreiben derjenigen Triebe, die man das nächste Jahr zum Fruchttragen bringen will, soll Anfangs des Monats geschehen, denn wenn es später vorgenommen wird, reifen die Triebe nicht mehr gut aus. Wer nur schöne Früchte zu haben wünscht, entferne jetzt die zu dicht stehenden und lasse auf kräftigen Ästen mehr als auf schwachen stehen. Es sollen nie zwei Früchte neben einander stehen bleiben, sondern eine davon entfernt werden. Alle okulierten, kapulierten und gepflanzten Bäumchen mustere man durch, verdünne die zu dicht stehenden Zweige und verseehe die Stämmchen nötigenfalls mit Pfählen.

Ein neues Licht.

Nach einer Mitteilung in „The Shipping World“ haben die Ingenieure James Eyle und J. B. Hannay aus Glasgow ein neues Licht, Lucigen, erfunden, welches ein bis jetzt unverwirklichtes Produkt nützlich verwendet. Das Lucigen wird aus tohlenwasserstoffhaltigen Oelen unter Zuführung von komprimierter Luft in der Art erzeugt, daß das Oel, in seinem Strahle dem Brenner zugeführt, eine Flamme zersetzt von manchenmal 27 bis 30, sogar 36 englische Zoll hoch bildet. Die verschiedenen, durch die Beleuchtungsmethode in Anwendung gebrachten Kunstgriffe sind außerordentlich feinsinnig erfunden und die erhaltenen Resultate überaus erfreulich. Bei den Arbeiten der Tag- und Fortbrücken wurden die elektrischen Bogenlichter durch Lucigen ersetzt, während das neue Licht bei den öffentlichen Arbeiten in Glasgow und dessen Umgebung schnell die Oberhand bekommt. Wirksamkeit und äußerst mäßiger Kostenpreis machen es den Industriellen empfehlenswert, die in der jetzigen Zeit des schlechten Geschäftsganges gezwungen sind, in ihren Etablissements streng ökonomisch zu arbeiten. Die für das neue Licht speziell in Betracht kommenden Oele sind allgemein als Kreosot und Petroleum bekannt, welche neuerlich auf dem Markte so gefallen sind, daß die Bauunternehmer der Tagbrücke ihren zur Beleuchtung nötigen Bedarf um den geringen Preis von ungefähr einem halben Penny per Gallone erhalten. Millionen Gallonen dieser Oele warten auf einen Absatz, weil sie in riesigen Quantitäten von den Theerdestillateuren in Gas- und mineralischen Oelfabriken und Hochöfen, wo die sogenannten unedigen Gase wegen ihres Ammoniakgehaltes verwendet werden sollten, produziert werden.



Anekdoten und Witze.

Friedrich der Große als Förderer der Landwirtschaft. Wie sehr Friedrich dem Großen nach Beendigung der schlesischen Kriege das Gedeihen der Landwirtschaft am Herzen lag, davon gibt eine Aufzeichnung in einem alten Kirchendebuch des Dorfes Kreisewitz bei Brieg Zeugnis. Auf den wiederholten Reisen des Königs nach der Festung Reize wurden in erwähntem Dorfe gewöhnlich die Pferde gewechselt, und der Pastor des Orts, Gründel, ein alter ehrwürdiger Herr, an den Wagenknecht befohlen, um Auskunft über die verschiedensten Verhältnisse, für die sich der König interessierte, zu geben. Bei einer dieser Unterredungen berührte Friedrich auch die schon damals geplante, in den meisten Gegenden aber infolge des Mißtrauens der Landbevölkerung erst viel später durchgeführte Separation (Zusammenlegung der räumlich oft sehr getrennt liegenden kleinen Ackerparzellen eines Besitzers in einen Komplex). Als der König auf seine Frage nach dem Stande dieser Angelegenheit erfuhr, daß die Bauern dieser Feuerung mißtrauisch gegenüberstünden und nicht viel davon wissen wollten, forderte der König den Pastor auf, in seiner nächsten Predigt von der Kanzel herab für diese Sache zu wirken. Dem ehrsüchtigen Einwand des alten Herrn, dies seien weltliche Dinge und gehörten eigentlich nicht auf die Kanzel, ließ der König nicht gelten, sondern erklärte, die Leute zu ihrem eigenen Besten aufzuklären, sei auch Gottesdienst, und befahl, ihm die gehaltene Predigt einzureichen. Gründel predigte nun über Luc. 8, 5—8. Ob die Bauern das Schlußwort des Textes: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“, beherzigt haben, ist nicht weiter gesagt, wohl aber, daß die eingesandte Predigt den Beifall des Königs erhalten habe, der dem Verfasser die beste königliche Pfarre, die demnächst zu befehen sein würde, zusicherte. Der alte Herr aber erklärte in einem Dankschreiben an den König, er sei bei seinen Bauern alt geworden und wolle auch bei ihnen sterben. Der König nahm diese freiwillige Erklärung durchaus nicht ungnädig auf, sondern sandte dem alten Herrn als Zeichen seiner Güte eine goldene Doxe.

Blöb deswegen.

„Na, hast Du die Schokolade mit Deinem kleinen Bräderchen geteilt?“ fragt Tante Liza ihren sechsjährigen Neffen. „Ja wohl, Tante,“ antwortet Maxchen, „ich hab die Schokolade und gab Fritz das Papier mit den schönen Bildern — weißt, er hat die Bilder so gern.“

Kindermund.

Eine etwas schwarzsehende Dame leidet an Kopfschmerzen und fürchtet, es könne eine schlimme Krankheit, möglicherweise Typhus daraus entstehen. Sie fragt ihren Mann: „Weißt Du nicht, wie der Typhus anfängt?“ An Stelle des Befragten antwortet ihr kleiner Sohn: „Ich weiß es, liebe Mama, mit einem — T.“

Auflösung des Bilderrätsels Seite 588:

Ein Mann, der recht zu wirken denkt, muß auf das beste Werkzeu halten.

Auflösung des Rätsels Seite 588:

Canas, Danaer.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Paul Möller in Braunschweig. Das kann wohl nur der Regent entscheiden, der ja, wie die Zeitungen berichten, den Pau unternimmt. Abonnet in Sorau. Der Verlag von Bartholomäus in Erfurt hat dergleichen Scherzgedichte.

Hrn. G. Kämmerer in Ulm. Zweifelslos leuchtendes Natron und Weinsäure im Verhältnis von 1/2 Natron zu 1/2 Weinsäure etwa; auch Zitronensäure dient dazu. Die Pulver müssen so aufbewahrt werden, daß die Säure vom Natron getrennt ist. Hr. Otilie Guntbert in Ulm. Am Bligableiter fließt sozusagen der Blitz, die Elektrizität, ab oder fröndt aus; nicht — wie Sie glauben — springt der Funke dort hinab. Hr. J. M. in München. Wer weiß hier die Wahrheit? Warten Sie noch einige Wochen. Frau G. v. H. in Bamberg. Wir bitten Sie um gefällige Einleitung zum Zwecke der Prüfung. Hr. O. Abelmann in Magdeburg. Chauffeurhauvtasche, das ist eine Art Stiegut. Abonnet G. W. in Danzig. Es ist jedenfalls schädlich, zu den lauren Gurken, damit sie schön grün aussehen, Kupfermünzen in den Topf zu legen. Es bildet sich Grünspan, ein starkes Gift. J. X. in Hamburg. Ja, wenn man sich einen andern Kopf aufsetzen könnte. Ertragen Sie den Ihren mit Geduld. Hr. J. M. in Paderborn. Argentin ist der Name für Reusilber, Britanniametall dagegen ist Zinnkomposition und schmilzt leicht. Hr. Auguste M. in Bromberg. Der polnische Dichter hat in dieser Angelegenheit sich wenig Ruhm erworben; Ihre Sympathie mit seinem Alter etc. in allen Ehren. Abonnet J. H. in Deuk. Die Dämpfe bei der Verflüchtigung des Quecksilbers sind sehr giftig, weshalb wollen Sie sich also dieser Gefahr aussetzen! Für wenig Geld besorgt Ihnen das jeder Bergolder. G. M. 100. Leider nicht verwendbar. Es gibt Talente, die für die Heusüchtheit sehr hübsches hervorbringen, die Oeffentlichkeit ist jedoch, wie das elektrische Licht, kalt und scharf. Hr. B. B. in Raumburg. Gütten Sie sich, ohne ärztliche Verordnung mit chloraurem Kali zu medicinieren. Es treten bei diesem Mittel manchmal unangenehme Zwischenfälle ein. Richtige Übungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hr. Rosine Wälsch, Prag; Bertha Promber, Posen; Marie Spren, St. Gallen; Hannchen Abeles, Ulm; Frida Liebig, Berlin; Antonie Bleiber, Potsdam; Germinie Ulrich, Brandenburg; Eva Pigsty, Bromberg; Hr. G. Frey, London; G. Wäp, Luzern; F. Braun, Halle; R. Winter, Kassel; J. Rieburg, Bayreuth; M. Saulmann, Posen; G. Winkler, Berlin; O. Krug, Rürnberg; W. Trost, Chicago; J. Maulise, München; G. Thumbarth, Augsburg; B. Haller, Blaubeuren; R. Nitzsche, Berlin; J. Polkin, Zürich; E. Brühmacker, Stettin; W. Kluge, Potsdam.

Hr. Mina Bühler in Zürich. Wenn auch das Historische angegriffen wird — das Nationalpoetische wird es nicht beeinträchtigen, gerade so, wie beim Tell. Abonnetin in Regensburg. Wenden Sie sich an die deutsche Gernannschule in Hamburg. Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Don Pedro's Brautwahl. Erzählung von Ray Day. Fortsetzung. — Eine Gewissensfrage. — Einsprüche. — Die Flut kommt! Gedicht von W. — Um die Freiheit. Erzählung von L. Maurice. — Torpedoveruche bei Portsmouth. — Leichenzug bei den Rumänen in Serbien. — Zur Raubermordung von Sumpfen. — Infants. Novelle von Hermann Dieffenbach. Fortsetzung. — Die Rosenhül im Starnbergersee. — Aus Natur und Leben: Monatlicher Gartenkalender: Juli; Ein neues Licht. — Humoristische Blätter. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Die Flut kommt, Gemälde von J. Verrell. — Parine-mander mit Torpedos bei Portsmouth. — Eine Gewissensfrage, Zeichnung von W. H. S. — Die Rosenhül im Starnbergersee, nach einer Skizze von Alois Fiala. — Leichenzug bei den Rumänen in Serbien, nach einer Skizze von B. Ziebach.

Ueber Wilhelm Jordan, „Die Sebalds“, welcher Roman, nachdem die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage binnen Jahresfrist verkauft wurde, soeben in zweiter, durchgesehener Auflage erschienen ist, schrieb die „Münchener Zeitung“: Das Buch bietet ein liebliches Bild, so sonnig, durchgeistigt und rein, wie wenige Romane der letzten Jahre. Ein Hauch der schönsten Humanität schwebt über der einfachen Handlung. Ein Werk, das man einmal gern und nicht mit Unlust auch zweimal liest.

Ankündigungen.

Die Small gepaltene Komparetzeile oder deren Raum 1 Mark.

„Monopol-Seide“ — ganz gefolcht — auf Lyoner Stühlen gewoben — neuester, feinstwarmer, sammetweicher Seidenstoff für Roben und Konfektion. — G. Hennebergs Monopol-Seide vereinigt in sich die denkbar solideste Färbung und das edelste flüssige Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen besten Systems — mit einem Worte: ich gebe damit das Beste, was die heutige Seiden-Industrie mit allen Erzeugnissen der Technik etc. nur irgend geben kann. Nur echt, wenn auf der Kante eines jeden metere eingedruckt ist: G. HENNEBERGS „MONOPOL“

Technikum 1312 (Baugewerk-, Maschinenbau-, Kunstschüler- u. Malerschule) Buxtehude bei Hamburg. Bedeutendste nordd. Fachschule. Pensionat billig. Programme gratis u. franko d. Direktor Hiltnerkofer. Verein. Fabriken zur Anfertigung von Sanitätsgerätschaften, vorm. Hönigshausen & Co. Plaque, Berlin SW., Friedrichstraße 23, Heideberg. Kugelbetten, Universal-

Mondamin Zu allerlei Milchspeisen, Flammerns, Fruchtgelées, Puddings etc. Ersetzt Gelatine. Erleichtert die Zubereitung. Verbindet den höchsten Wohlgeschmack mit der leichtesten Verdaulichkeit. Auch zur Verdickung von Suppen etc. vortrefflich. Mondamin ist ein entölttes Mais-Product, Fabr. Brown & Polson, k. e. Hoff. Paisley (Schottland) u. Berlin, Heiligegeiststr. 35 u. ist in feiner Esswaaren- u. Drog.-Handlg. in 1/4 u. 1/2 engl. Pfd.-Packet zu haben. Zwanzigjähriger Erfolg! Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor Dr. Modenis Bart-Erzeuger. Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Diskretester Versand. Flacon M. 2.50, Doppelfl. M. 4. Allein echt zu beziehen von Giovanni Borghi in Köln a. Rh., Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik. 1256

OTTO HERZ & Co's SCHUHE UND STIEFEL SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZMARKE VERSEHEN FRANKFURT a. M.

Letztes Anzeichenamt Amsterdam 1883 Goldene Medaille. Kupferberg Gold. Brautlicher Sekt feinsten Qualität. Ch. M. Kupferberg & Co. Mainz. Hauptvertriebungsst. Köln, Hauptniederlage in der Grottenstraße v. Rosenfeld u. b. Rhein. Zu beziehen durch alle Wein-Großhandlungen.

Etahirt 1843. Ferdinand Gertig 1883. Fonds- und Lotterie-Geschäfte, auch Bade-Anstalt, Hamburg. Referenz die Birse seit 1843. Devise: „Und wiederum hat man bei Gertigs Glück!“ — Prospekt an Kunden gratis und franko. Gewinnziehung in bar, nicht in Losen! — Keine Bärenspekulation. Gewinnresultate 1885 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch. 1288

50 Pfennig 30 Kreuzer. Almanach für junge Kaufleute. Wichtiges Buch für Bureau u. Comptoir. Inhalt und Anderem: Wie erlangt man eine gute Stelle? Privatbuchführung für Chef, Comptoir und Lehrling. Wichtige Tabellen und vieles Andere. Adresse bitte genau. Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut „Postfach“, Wien.

LEONHARDI'S TINTEN. Rühmlichst bekannt. Mit ersten Preisen ausgezeichnet! Zu haben in den meisten Papier- u. Schreibmaterial-Geschäften. AUG. LEONHARDI, DRESDEN. Erfinder der berühmten patent. ALLEXANTINE (echte Eisenblau-tinte) u. anderer beliebiger SCHREIB- & COPIER-TINTEN, sowie verwandter SPECIALTÄTEN.

Paris GESICHTSHAUT Paris. — LAIT ANTEPHELIQUE — DIE MILCH ANTEPHELIQUE mit oder ohne Wasser besetzt SOMMERSPROSEN, SONNENBRAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KALTESCHRUNDEN, MEHLFLECKEN, RUNZELN, etc. Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt. G. L. DUBOIS.

Die Modenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Zeitmöde für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das jährlche Kinderalter umfassen, ebenso die Zeitmöde für Herren und die Zeit- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmähern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Näher-Vorgeschnungen für Weiß- und Färbereien, Kamens-Gliffen etc. Abonnetments werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nummern gratis und franko durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 39; Wien I, Operngasse 3. 1285

Nur echt mit dieser Schutzmarke. Professor Dr. Lieber's Nerven-Kraft-Elixir. Nur bananen, tabakalen und süssen Heilung aller, selbst der bornidigsten Nervenleiden. Tauernde Heilung von Bleichsucht, Angstgefühlen, Kopfschmerzen, Nierens, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc. Alles Nähere besagt das jeder Flasche beiliegende Fichblatt. Preis 1/2 Fl. Mk. 5.—, ganze Fl. Mk. 9.—, gegen Einlieferung oder Nachnahme. Haupt-Depot: M. Schulz, Hannover, Schillerstr. Depots: Hirsch-Apothek, Stuttgart. Eiben- u. Kugeln-Apothek, München. Engel-Apothek, Würzburg. St. Anna-Apothek, Augsburg. Zentral-Apothek, Reg. Weissen-Apothek, Straßburg. St. Maria-Apothek, Köln. Glodengasse. Pharmacie internationale Hamburg, Reuterwall 25. Eiben-Apothek, Halle a/S. Albert-Apothek, Leipzig. Albert-Apothek, Dresden, Ring 39. Rose-Apothek, Posen. Apothek, J. gold. Anker, Gradow-Siedlin. Alte Feld-Apothek, Wien. Stefaniplatz. Apothek, P. Hartmann, Siedbora 1/2 Schweiz. Ferner zu beziehen durch: Dr. Blaschke's Koch, Frankfurt a. M., Opernplatz. G. F. Dahms, Berlin. Kommandantenstr. 8. Albert Reumann, Danzig. Otto Wahl, Königsberg i/P. Sadheimer-Strasse 44. 1283

CACAO-VERO, entölt, leicht lösliches Cacao. Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) u. übertrifft Cacao. Preis per 1/2 1/4 1/8 1/16 — Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden. Echte amerikanische wasserdichte Patent-Wäsche. (beste Marke) zum Selbstreinigen. Illustrierte Preislisten für Private und Wiederverkäufer gratis und franko. Alexander Brünell, Köln und Berlin. 1261

J. A. Hietel, Leipzig. Kgl. Hoflieferant. Fahren-Manufactur. Nur Handstickerei.

Bad Thalkirchen bei München für Nerven-, Unterleibs- und sonstige Leiden aller Art. — Nordbismutwässerns-Kuren. — Ausführliche Prospekt über Behandlungsweise, Preise, Erfolgs etc. etc. verlandet gratis und franko 1254 Dr. V. Stammer, Arzt u. Schriftf.

Trunksucht. Ich bin durch mein vorzügliches Mittel und Ihre auf Verlangen umsonst gerichtlich geprüfte und eidl. erdärte Zeugnisse. Reinhold Kersch, Fabrikant in Dresden 10. 1228

Planinos, billig, bar od. Raten. Kostenfrei Probeausgabe, Prospekt gratis. Fabrik Waldenslaufer, Berlin NW. J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI besorgen & verwerthen PATENTE in allen Ländern BERLIN W. 78, Friedrichstrasse 78.